

Der Baron von Münchhausen

Lügen, Wein und Pulverrauch



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Prolog: Kein Baron, nur ein verdammter Erzähler.....	3
Die Kunst des Übertreibens bei leerem Glas.....	11
Mein Pferd, der Sumpf und ich – und warum ich trotzdem noch stehe	23
Vom Mond gefallen, weil die Wirtsstube schon voll war	33
Die Kanonenkugel als Reittier	40
Ein Hirsch mit Kirschbaum im Schädel	47
Die Wölfe, die meinen Schlitten frassen – und ich fraß sie zurück.....	53
Auf der Jagd nach nichts, aber mit viel Pulver	59
Der Fisch, der mich verschluckte und nach Wein roch.....	63
Krieg, Kugeln und andere Spielzeuge für Männer	66
Gespräche mit dem Mond bei Katerlicht	70
Der Ritt auf dem halben Pferd	72
Mein eigener Hintern als Rettungsanker.....	78
Winter, Frost und eine Pfeife, die nie ausging.....	79
Mit Bären tanzen, weil keiner sonst zuhört	82
Eine Stadt im Bauch meines Magens	87
Über Lügen, die wahrer sind als das Leben	89
Der Baron wird Bauer – und das Feld frisst ihn fast	91
Mit dem Papst um die Wette trinken	93
Ein Elefant im Porzellanladen – und ich im Elefanten	95
Gespräche mit Toten am Tresen.....	100
Der Weinfluss von Konstantinopel	102
Ein Pferd am Kirchturm festgebunden	107
Der Teufel bietet Karten an, ich verliere trotzdem	108
Feuer, Pulver und der Geruch von verbrannten Schnurrbärten.....	114
Meine Reise durchs Ohr einer Kanone.....	116
Der Wolf, der mich austrug wie ein Känguru	118
Frauen, die mehr lügen als ich – und das will was heißen	120
Ein Schiff, das auf Sand segelte	121
Die Nächte in Petersburg, wo der Wodka immer lachte	123
Ein König, ein Hof, und ein Haufen Idioten	124
Vom Sterben, das nie so recht klappen will	126
Der letzte Rausch des Barons.....	127
Epilog: Der Erzähler löscht das Licht und lacht.....	129
Impressum.....	130

Prolog: Kein Baron, nur ein verdammter Erzähler

Stell dir keinen Baron vor.

Kein Gold, kein Schloss, keine vornehmen Hofdamen, die mit aufgestülpten Lippen kichern, wenn er niest. Nein.

Stell dir einen alten Hund vor, mit schmutzigen Stiefeln, einem Bart, in dem Brotkrumen, Asche und tote Fliegen hängen. Stell dir einen Kerl vor, der stinkt nach Wein, Pferdescheiße und Lügen, und der trotzdem grinst, als hätte er die ganze Welt verarscht – was er vielleicht sogar hat.

Das bin ich.

Oder das, was von mir übrig ist.

Man nennt mich den Baron von Münchhausen. Baron! Ha! Was für ein Witz. Ich war höchstens Baron von einer schiefen Bank im Wirtshaus, Baron von einem Haufen leeren Flaschen, Baron von dem letzten Stuhl, auf dem noch kein Hund gekotzt hat. Alles andere ist Lüge. Aber Lügen sind eben das Einzige, was man mir nie nehmen konnte.

Ihr sitzt jetzt da, brav, die Augen groß wie Unterteller, und denkt: „Nun erzähl uns was, alter Hund! Erzähl uns von den Kanonenkugeln, vom Mond, von den Wölfen, von dem verdammten Hirsch mit dem Kirschen im Schädel!“

Und ich sage euch: Ja, das kommt alles. Aber nicht so, wie ihr's kennt. Vergesst die Kinderbücher, vergesst die langweiligen Märchenstunden im Klassenzimmer, wo die Lehrer euch mit trockener Stimme vorgelogen haben, dass ich ein spaßiger, harmloser Spinner war.

Ich war kein Spaßvogel.

Ich war ein Suffkopp mit zu viel Pulverrauch in der Lunge und zu wenig Respekt vor der Wahrheit.

Die Wahrheit? Die ist wie dünnes Bier: schmeckt nach nichts und macht niemanden besoffen.

Eine gute Lüge dagegen – die knallt wie Schnaps, brennt runter, und am nächsten Morgen weiß keiner mehr, ob's echt war oder nur ein Traum.

Also hört zu: Ich bin kein Held, kein Adliger, kein Gottverdammter Baron. Ich bin ein Erzähler. Und Erzähler sind die letzten Schweine. Wir fressen Geschichten, wir würgen sie wieder aus, wir streuen Salz drüber, kippen Wein drauf, und verkaufen's als Delikatesse. Und ihr fresst's. Immer. Ihr wollt's so.

Ich hab für euch Geschichten, die euch die Hosen runterziehen.
Ich hab für euch Geschichten, die ihr euren Kindern nie erzählen dürft, weil sie dann lernen, dass Lügen mehr Spaß machen als Mathematik.
Und ja – ich hab für euch Geschichten, bei denen selbst die Toten noch lachen würden, wenn sie nur Zähne hätten.

Ich hab mich selbst schon hundertmal sterben sehen, und jedes Mal bin ich wieder aufgestanden, hab mir den Staub aus dem Bart geschlagen und gesagt: „Scheiß drauf, noch einen Becher.“
Denn das Leben ist nichts weiter als ein langer Kater, den man sich schönlügen muss, damit man nicht kotzt.

Und wenn ihr jetzt denkt: „Aber Herr Baron, was ist echt und was nicht?“ – dann lach ich euch ins Gesicht. Echt?

Was ist schon echt?

Der Wein im Glas ist echt, solange er nicht leer ist. Danach ist er Erinnerung, und Erinnerungen sind die schlimmsten Lügen überhaupt.

Also macht's euch bequem, ihr jämmerlichen Zuhörer. Holt euch einen Becher, einen Krug, eine ganze verdammte Karaffe. Denn was jetzt kommt, ist kein Märchen.

Es ist eine Kneipenschlägerei zwischen Wahrheit und Lüge, und am Ende bleibt nur einer stehen – und ich sag euch gleich, es wird die Lüge sein.

Ihr wollt Ordnung? Dann seid ihr hier falsch.

Ich erzähle wie einer trinkt: erst langsam, dann zu schnell, dann zu viel, dann fällt was um, und am Ende behauptet jeder, er sei gar nicht da gewesen. So funktioniert Erinnerung. So funktioniert Ruhm. So funktioniert das Leben, wenn man's ernst meint und gleichzeitig nicht ernst nimmt.

Ich hab früh gemerkt, dass die Welt nicht auf mich gewartet hat. Kein roter Teppich, kein Fanfarenchor. Eher ein Wirt, der sagt: „Letzter Schank, raus hier“, und ein Hund, der an dein Hosenbein pinkelt, während du versuchst, Held zu sein. Also wurde ich das, was übrig blieb: ein Mund mit Beinen. Ein Mann, der schneller lügt, als andere blinzeln. Und wenn mir einer sagt, Lügen seien Sünde, dann sag ich: Kollege, ich rette dir die Realität, indem ich sie in eine Geschichte verwandle, die du erträgst.

Die erste Regel vom Erzählen: Du brauchst einen Anfang, der knallt.

Die zweite: Du brauchst einen Mund, der nie zugeht.

Die dritte: Du brauchst ein Publikum, das verzweifelt genug ist, dir jeden Mist abzunehmen, solange du ihn mit genügend Selbstbewusstsein servierst.

Ich hab angefangen in einer Kneipe, die so krumm war, dass die Stühle von allein Richtung Tresen rutschten. Der Wirt hieß irgendwas, was nach Kartoffelsuppe klang, seine Frau war schneller mit der Kelle als Gott mit dem Zorn, und die Luft war ein einziges Gebräu aus Rauch, Zwiebeln, Pferd, altem Bier, neuen Versprechen und gebrochenen Zähnen. Da hab ich das Handwerk gelernt: Zuhörer ankleben wie Fliegen an Honig. Nicht, weil die Wahrheit süß ist. Weil die Lüge klebt.

„Baron,“ sagten sie flüsternd, „erzähl die von der Kanonenkugel.“
Ich sagte: „Welche? Ich bin mehr Kugeln geritten als ihr Kartoffeln geschält habt.“

„Oder die vom Mond.“

„Der Mond? Den hab ich angehustet, der hustet heute noch zurück.“

„Oder die mit dem Hirsch, der Bäume im Schädel hatte.“

„War ein Obstbauer, wenn man’s genau nimmt.“

Und schon lachten sie, und schon hatte ich sie. Nur ein kleiner Dreh, ein bisschen freche Geometrie mit der Wahrheit, und sie glaubten mir alles. Nicht, weil ich glaubwürdiger war. Sondern weil sie glauben wollten. Glaube ist eine Kneipe: je leerer der Krug, desto größer die Sehnsucht.

Ihr wollt Heldentaten? Ich geb euch was Besseres: Heldenfehler.

Ich bin tausendmal gescheitert und hab’s jedes Mal so erzählt, als hätt’s Absicht gehabt. „Klar bin ich in den Sumpf geritten,“ sagte ich, „ich wollte dem Sumpf zeigen, wie man anständig schluckt.“

„Natürlich hab ich mich an meinen eigenen Haaren rausgezogen, was denn sonst? Soll ich den Wirt bitten?“

Die Leute schauten mich an wie einen Zauberer, und ich dachte: Jungs, das ist kein Zauber. Das ist nur Dreistigkeit mit Rhythmus.

Ich hab früh verstanden, dass man Legenden mit zwei Zutaten kocht: Übermut und Publikum. Du brauchst einen, der springt, und zehn, die Oh sagen. Dann brauchst du Wein. Nicht, weil er inspiriert – der macht bloß weich. Aber Wein ist der Klebstoff der Nacht. Er macht aus Fremden Komplizen, aus Zweiflern Gläubige, aus einer lausigen Geschichte eine Messe. Wenn der Krug rundgeht, wird selbst die Wand poetisch. Und die Wand war oft das Beste an manchen Abenden.

Reden wir über Stil.

Einige nennen mich ungehobelt. Das ist höfisch für „ehrlich, nur lauter“. Ich rede, wie der Boden riecht: nach Arbeit, nach Dreck, nach dem, was runterfällt, wenn einer sich nicht zusammenreißt. Warum sollte ich Worte putzen, wenn doch keiner die Stiefel putzt? Ich bin kein Hofschreiber. Ich bin der Typ, der im

Regen bleibt und trotzdem behauptet, er sei trocken. Und wenn's nicht stimmt, behaupt ich, der Regen sei feucht geworden, nicht ich.

Ihr wollt Moral? Na gut:

Wenn du fällst, fall vor Publikum.

Wenn du lügst, lüg so groß, dass die Wahrheit daneben wie ein schüchterner Kellner wirkt.

Wenn du trinkst, dann trink, als würdest du's für alle tun, die zu feige sind.

Und wenn du liebst... ach, lass das. Liebe ist das Einzige, was man nüchtern machen sollte, sonst vergisst du, wem du's versprochen hast.

Ich hab einmal einen Feldweibel gekannt, der alles aufschrieb: Namen, Rationen, Sünden, Regenfälle, Zahl der Fliegen auf dem Brot. Der war überzeugt, dass Ordnung die Welt zusammenhält. Dann kam eine Kanonenkugel und nahm ihm das Bein in die Buchführung, und plötzlich war seine Statistik sehr privat. „Wie gehst du damit um?“ fragte ich. „Ich setz's ab,“ sagte er und machte ein Kreuz in sein Heft. Ende. Das ist Ordnung. Ich hingegen hab die Kugel bestiegen und gesagt: „Bring mich näher ran, ich will sehen, wen ich gleich beeindrucken soll.“

Merkt ihr den Unterschied? Er hat Recht behalten. Ich hab die Geschichte behalten. Ratet mal, wer von uns beiden heute in Büchern auftaucht.

Viele fragen: „Baron, wieso so viel Übertreibung?“

Weil die Welt klein ist, mein Freund. Du wachst auf, isst Brot, gehst arbeiten, wirst angeschrien, kommst heim, fällst um. Und dann willst du mir erzählen, die Wahrheit reicht? Nein, die reicht gerade so für den Ofen. Für's Herz brauchst du Brände. Übertreibung ist der Ofen fürs Herz.

Natürlich hab ich Gegner. Priester, die meinen, ich schändete die Realität. Beamte, die finden, ich säge an der Ordnung. Frauen, die sagen, ich wäre ein schlechter Einfluss auf Männer mit ohnehin schlechterem Einfluss. Und Soldaten, die sagen, ich solle das Schlachtfeld den Schützen überlassen. Ich hab darauf eine Standardantwort: „Ihr habt recht.“ Dann wink ich, trinke ihren Wein und erzähle ihnen, sie seien heute Teil einer Geschichte, und schon sind sie weich wie Butter im Juli.

Neulich kam einer – Pfaffe, so trocken, dass Staub neidisch wurde. „Eure Geschichten sind Versuchung.“

„Natürlich,“ sag ich, „sonst wären sie Predigten.“

„Sie führen in die Irre.“

„Na endlich. Wer geradeaus läuft, sieht nur seinen Schatten.“

„Sie verflachen die Tugend.“

„Ich mach sie trinkbar, Bruder.“

Am Ende ging er mit einem Lachen, das er bestimmt seiner Gemeinde verbot. Ich hab ihn noch „Amen“ sagen hören, als die Tür zuging.

Ihr wollt Ordnung im Chaos meiner Erzählerei? Vergesst es. Das Chaos hat seine eigene Geometrie, und die heißt: Fang irgendwo an, lande irgendwo besser. Ich verspreche euch nichts außer Bewegungen: vom Tresen zur Kanone, vom Mond zur Pfeife, vom Sumpf an den Bart, vom Lachen zum Schluckauf. Dazwischen stolpern wir gemeinsam, fangen uns mit einem schlechten Witz und tun so, als wär's Absicht.

Ich hab auch Tage, da rede ich nicht. Da sitz ich am Fluss, seh zu, wie das Wasser tut, als hätte es Ziel. Der Fluss lügt nicht – er erzählt nur nicht. Er macht. Ich beneide ihn dafür. Dann geh ich zurück in die Stadt, setz mich hin, mach das, was ich kann: Ich lüge, damit ihr kurz das Gefühl habt, der Fluss habe euch gemeint, als er weiterfloss.

Das Publikum ist ein Tier. Ein gutes, ein hungriges, ein faules. Du musst es am Nacken packen, nicht streicheln. Sag „Drache“, und es spitzt die Ohren. Sag „Mond“, und es glotzt. Sag „Wein“, und es nickt, weil's die einzige Wahrheit ist, die jeder auf Anhieb versteht. Dann gibst du ihm ein Bild, das größer ist, als die Gasse, in der es wohnt. Du machst aus seinem Tag eine Nacht mit Fackeln. Und du nimmst ihm in der Geschichte die Dinge ab, die es in echt nicht heben kann: Schuld, Angst, Langeweile. Das ist der Deal. Ich lüg – ihr atmet auf.

Und ja, es gibt Abende, da glaub ich mir selbst. Da sitze ich da, erzähle von einer Kanonenkugel, auf der ich ritt wie ein Bube auf einem wilden Pferd, und plötzlich schmeck ich Pulver auf der Zunge. Ich fühl die Luft, die reißt, die Stadt, die klein wird, und ich seh mein eigenes Grinsen, wie's sich im Metall spiegelt. Das sind die gefährlichen Abende. Da verwandelt sich der Erzähler in seine Erzählung und kommt nur schwer zurück. Wenn ich dann aus dem Rausch falle, brauch ich einen Stuhl, einen Krug, zwei Hände, die mich festhalten – und eine Ausrede. Die Ausrede ist meistens: „Noch einen?“

Ich hab einmal einen König bedient – ja, ich, der Baron vom Tresen. Er wollte Geschichten im Dutzend. „Unterhalten Sie mein Volk,“ sagte er, „die Steuern sind hoch, das Wetter schlecht, ich brauch Lachen.“

„Majestät,“ sag ich, „Lachen hab ich. Aber's kostet.“

„Gold?“

„Nerven. Ihre.“

Ich hab erzählt, so schnell, so knallig, dass die Menge erst johlte, dann weinte, dann lachte, dann wieder weinte – und der König? Der saß still und trank. Am

Ende kam er zu mir und flüsterte: „Ich beneide Sie.“

„Um was?“

„Darum, dass Sie fallen dürfen, ohne dass es einer protokolliert.“

Ich hab ihm auf die Schulter geklopft und gedacht: Arm dran, wer nie lügen darf, wenn er ehrlich sein will.

Über die Wahrheit: Ich betreibe Hausfriedensbruch in ihr. Ich brech durch die Tür, räum die Möbel um, häng die Bilder schief, mal eine Kanone an die Wand, stell den Mond ins Aquarium und setz mich dann aufs Sofa und frag die Wahrheit, ob sie mittrinkt. Wenn sie „Nein“ sagt, schmeiß ich sie raus. Wenn sie „Ja“ sagt, wird's ein guter Abend.

Ihr merkt schon, ich wär gern ein besserer Mensch. Aber bessere Menschen sind langweilig. Sie machen früh zu, sie gehen pünktlich heim, sie sagen „bitte“ und „danke“, und wenn sie lügen, tun sie's so schlecht, dass es keiner hören will. Ich dagegen lüge, als hätte Gott mir den Mund geborgt und gesagt: „Mach was draus, ich bin müde.“ Und ich mach. Ich mache Krawall aus Papier.

Das Publikum will Blut? Ich geb ihm Saft. Es will Himmel? Ich hänge Laternen auf. Es will Krieg? Ich liefer Lärm ohne Leichen. Es will Liebe? Ich geb's ihm – aber in Stücken, weil ganze Herzen schwer verdaulich sind. Ihr wollt Lektionen? Hier:

– Wenn dich einer „Lügner“ nennt, bedanke dich. Er hat dir Arbeit abgenommen.

– Wenn dich einer „Baron“ nennt, trink auf seine Gesundheit. Er zahlt wahrscheinlich die Runde.

– Wenn dich einer „Freund“ nennt, vergrabe deine Münzen tiefer.

Ich kann euch erzählen, wie ich mich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog – mach ich später, keine Sorge – aber wichtiger ist, dass ich nicht ertrank, weil ich dem Sumpf nie die Würde ließ, mich ernst zu nehmen. Ein Sumpf ist nur Wasser mit Ansprüchen. Eine Lüge ist nur Wahrheit mit Humor. So sortier ich mir die Welt.

Und falls ihr fragt, ob ich je Angst habe: Natürlich. Vor leeren Tischen. Vor trockenen Krügen. Vor Stille, die länger dauert als ein Atemzug. Die Stille frisst Erzähler. Dann steh ich auf, schmeiße einen Hocker, rufe „Mond!“, pfeffere ein „Kanonenkugel!“ hinterher, und schon rennen zehn Augenpaare den Worten hinterher wie Hunden ein Knochen. Das ist nicht edel. Das ist Handwerk. Man lernt's wie Nägel ziehen: fester Griff, kein Zögern, im richtigen Winkel.

Ich hab nie um Erlaubnis gebeten. Nicht bei Königen, nicht bei Wirten, nicht bei Frauen, nicht bei der Geschichte. Ich hab's genommen. Und wenn sie's mir wegnehmen wollten, hab ich's größer zurückgeholt. Das ist der Trick mit Legenden: Du kannst sie nicht töten, wenn sie sich ständig weiter aufbläst. Du stichst rein – zack – und am nächsten Tag gibt's zwei Luftballons. Einer davon erzählt von einem Hirsch, der Kirschen im Schädel züchtet.

Ihr da hinten, ja du mit dem skeptischen Blick: Du willst Beweise? Falsche Veranstaltung. Ich hab Quittungen, keine Beweise. Die Quittungen sind Lachen, Schluckauf, manchmal Applaus, oft Ärger, selten Hausverbote. Beweise lieben Beamte. Geschichten lieben Betrunkene. Entscheide, zu welcher Kirche du gehörst.

Einmal, ich schwör's beim Bodensatz meines Glases, hab ich einen Wolf davon überzeugt, dass er ein Pferd sei. War Winter, mir war kalt, der Schlitten kaputt, das Pferd gefressen – lange Geschichte, später Kapitel – also hab ich ihn eingespannt. Funktionierte. Warum? Weil ich ihn nicht fragte, ob er kann. Ich sagte ihm, dass er schon immer konnte. So macht man's mit Leuten. Sag ihnen nicht, was sie sind. Sag ihnen, was sie gleich sein werden, wenn sie dir zuhören. Deswegen hassen mich Lehrer und lieben mich Wirte.

Jetzt fragt ihr euch, wann's endlich losgeht mit den großen Nummern. Bald. Geduld, ihr Kinder des Krachs. Ich bau euch gerade die Bühne. Ein Prolog ist wie das erste Glas: Viele halten's für überflüssig, aber ohne es schmeckt der Rest wie Arbeit. Wir müssen erst die Kehle schmieren, die Zunge wappnen, das Publikum anwärmen, bis sogar die Stühle zuhören. Dann, schwör ich, werfen wir Kanonen, binden Pferde an Kirchtürme, pflanzen Obstbäume in Hirschschädel, und wenn wir auf dem Mond ankommen, beschweren wir uns über die Schwerkraft, als wär's der Wirt, der zu früh dichtmacht.

Ich bin kein Baron. Ich trag den Titel wie eine verbeulte Blechtrommel. Ich schlag drauf, ihr tanzt. Reicht.

Ich bin kein Heiliger. Ich mach aus Wasser Wein, aber nur, wenn keiner hinsieht, und am nächsten Morgen ist alles wieder Wasser, und wir haben Kopfschmerzen.

Ich bin kein Lügner. Ich bin ein Wahrheitsvergrößerer. Ich setz der Wirklichkeit ein Horn auf und nenn's Einhorn, bis selbst der Jäger es sieht.

Ihr wollt mich später festnageln? Viel Glück. Ich bin aus Holz, das dreht. Ich bin das Bild, das dich anschaut, wenn du glaubst, du schaust es an. Ich bin die Stimme, die sagt „Noch einen“, wenn du „Genug“ sagst. Ich bin das Geräusch, das du suchst, wenn die Nacht zu still ist. Und wenn du mich fragst, wer mich

erfunden hat, sag ich: Ihr. Kein Erzähler existiert ohne Leute, die lieber zuhören als schlafen.

Also gut, Freunde der überforderten Wirklichkeit: Wir haben uns warmgeredet. Eure Zungen sind schwer, eure Augen leicht, eure Stühle knarzen zustimmend. Von hier aus gibt's kein Zurück mehr. Wer jetzt aufsteht, verpasst den Unfall, und ich garantiere: Es wird spektakulär. Die ersten, die gehen, sind immer die, die später am lautesten behaupten, sie wären dabei gewesen.

Noch ein letzter Rat, bevor's knallt:

Wenn ihr lacht, lacht zu laut.

Wenn ihr staunt, staunt zu offen.

Wenn ihr zweifelt, zweifelt still.

Und wenn ihr trinkt – trinkt für mich mit. Ich hab zwei Hände, aber vier Geschichten gleichzeitig, ich komm nicht hinterher.

Jetzt drehe ich den Hahn der Phantasie auf. Es wird tropfen, spritzen, reißen, rauschen. Wir werden logisch sein, bis es unlogisch wird, und dann sind wir am Ziel. Es geht nicht darum, ob ich wirklich auf einer Kanonenkugel ritt. Es geht darum, dass ihr's gleich spürt – im Magen, in den Knien, in dem kleinen Feigling, der in jeder Brust sitzt und ruft „Nicht springen!“. Wir springen trotzdem. Zusammen. Und wenn wir uns wehtun, machen wir daraus eine Anekdote mit Pointe. Das ist mein Job. Euer Job ist „Mehr!“.

Also, Wirt, noch eine Runde – für alle.

Und ihr, haltet euch fest. Gleich erzähl ich euch, wie ein Mann ohne Flügel den Himmel anrauchte und unten wieder ankam, ohne zu zahlen.

Aber davor: ein Toast.

Auf die Wahrheit – sie möge nie nüchtern erwischt werden.

Auf die Lüge – sie möge immer rechtzeitig erscheinen.

Auf euch – dass ihr bleiben könnt, wenn's besser wird.

Und auf mich – dass mir die Zunge nicht bricht, bevor die Kanonen singen.

Bereit? Gut.

Jetzt fängt die Geschichte an.

Die Kunst des Übertreibens bei leerem Glas

Es fängt immer gleich an: Das Glas ist leer.

Ein leerer Bauch macht dich schwach, ein leeres Glas macht dich gefährlich.

Weil dann redest du. Dann spuckst du Worte wie Kerne aus, und plötzlich sind da Bäume, ganze Wälder, die aus deinem Maul wachsen. Einer sagt: „Du übertreibst.“ Und du sagst: „Natürlich, Arschloch, das ist die Idee.“

Versteh mich nicht falsch. Übertreiben ist kein Fehler, es ist eine Technik. Ein Beruf. Eine Religion. Die Kirche der Fantasie, und ich bin ihr besoffener Papst. Wer die Wahrheit predigt, kriegt vielleicht Respekt. Aber wer übertreibt, kriegt Lacher, offene Münder und gratis Runden. Respekt macht dich satt, aber Übertreibung macht dich unsterblich – zumindest bis morgen früh, wenn der Kater dich niederknüppelt.

Ich hab schon früh gelernt, dass man mit einem leeren Glas mehr Aufmerksamkeit kriegt als mit einem vollen. Voll ist Sicherheit, voll ist satt, voll ist Ruhe. Leer dagegen schreit: „Hier fehlt was!“ Und genau in dieser Lücke kann man alles reinschütten – eine Geschichte, eine Lüge, ein Drachenbaby, einen verdamnten Mondspaziergang.

Stellt euch vor, ich sitze da, die Hand am Krug, das Glas leer, und der Wirt sagt: „Nix mehr für dich, Baron, dein Konto ist dichter als mein Keller.“ Dann hebt man die Stimme. Nicht laut, sondern so, dass es scheppert wie Glas im Wind. „Fein,“ sag ich, „dann erzähl ich euch, wie ich das letzte Mal ein halbes Pferd geritten bin, das so schnell war, dass es die andere Hälfte schon in der Zukunft wartete.“

Stille. Alle gucken. Der Wirt runzelt die Stirn, aber die Blicke der Gäste verraten's: Er hat mich verloren. Ich hab sie. Und noch bevor einer fragt, ob das stimmen kann, lache ich los wie ein Wahnsinniger, und sie lachen mit, und in dem Moment ist die Geschichte wahrer als der leere Krug.

Übertreiben ist wie Fechten: Du musst den Gegner immer einen Schritt voraus sein. Kommt einer mit Vernunft, schneidest du ihm die Kehle mit Absurdität. Fragt einer nach Beweisen, spuckst du ihm ins Gesicht und sagst: „Beweis genug, dass ich's dir gerade sage!“ Lügen ist billig, aber Übertreiben – Übertreiben ist Kunst. Es ist wie Malerei mit Dreck, nur dass die Leute das Bild mehr lieben, weil's nach Leben stinkt.

Manche sagen, man solle's nicht übertreiben. Ich sage, man solle *immer* übertreiben. Die Welt ist grau genug, mit ihrem Brot, ihrer Arbeit, ihren

Ehefrauen, die nachts schnarchen wie kaputte Blasebälge. Da braucht's Farbe. Da braucht's Kanonenkugeln, die durch den Himmel fliegen, Wölfe, die Schlitten fressen, Pferde, die man an Kirchtürmen parkt. Wer nicht übertreibt, ist schon tot – er weiß es nur noch nicht.

Ihr glaubt, ich tu das nur fürs Publikum? Vergesst es. Ich tu's für mich. Ein leeres Glas schreit mich an, als hätte es die Frechheit, mir meine Würde zu rauben. Da hol ich sie mir zurück, mit Worten, mit Welten, mit Geschichten so groß, dass der Wirt sich schämt, weil sein Keller zu klein ist, um sie zu lagern.

Übertreiben bei leerem Glas – das ist die einzige Art, nüchtern zu bleiben, ohne nüchtern zu sein. Versteht ihr? Ich brauch den Rausch, aber wenn er fehlt, mach ich ihn mir. Nicht mit Flüssigkeit, sondern mit Fantasie. Jeder Satz ein Schluck, jede Pointe ein Rausch, jede Lüge ein Toast. So bleib ich betrunken, auch wenn die Karaffe schon lange leer ist.

Und jetzt, Freunde, kommt ihr ins Spiel. Ihr sitzt da, ihr hört zu, ihr lacht, ihr flucht, ihr schüttelt den Kopf. Ihr denkt: „So was kann kein Mensch erlebt haben.“ Und genau das ist der Trick. Natürlich nicht. Aber wer will schon hören, wie's *wirklich* war? Wollt ihr einen Bericht? Dann geht zum Stadtschreiber. Wollt ihr eine Wahrheit? Dann heiratet eine Jungfrau. Wollt ihr ein Abenteuer? Dann hört mir zu. Aber erwartet nicht, dass ihr nüchtern davonkommt.

Ich sag's euch: Der größte Luxus, den ein Mann haben kann, ist nicht Gold, nicht Land, nicht eine Frau mit ordentlichem Arsch. Es ist das Recht, die Welt größer zu machen, als sie ist. Und das Recht, dass keiner dich gleich dafür köpft. Übertreibung ist mein Kriegsbanner, mein Schwert, mein Bett.

Einmal, in einer verdammt Kaschemme irgendwo zwischen Hannover und dem Ende der Welt, stand ich auf einem Tisch – weil Stühle zu klein sind für große Lügen – und schrie den Gästen zu: „Ich habe die Sonne aufgespießt!“ Sie lachten.

Ich hob den Finger. „Nein, verdammt, ich meine es ernst. Ich hab mit meiner Pike nach oben gestoßen, und für einen Augenblick blieb das Ding hängen wie eine Lampe im Netz.“

Sie hörten auf zu lachen. Sie sahen mich an wie Idioten. Und genau das ist der Moment, an dem du weißt, du hast sie. Sie zweifeln nicht mehr – sie warten. Warten, wie du's rundest, wie du's absicherst, wie du die Lüge so groß machst, dass selbst ihr Zweifel nicht mehr gegen anstinken kann.

„Und dann,“ sagte ich, „hab ich die Sonne runtergezogen, an mein Glas gehalten und getrunken. Deshalb glühe ich bis heute. Deshalb könnt ihr nachts

lesen, wenn ich schnarche.“

Stille. Dann Gelächter. Und schon brachte der Wirt den nächsten Krug. Gratis. Das ist die verdammte Kunst, versteht ihr? Mit einem leeren Glas den Himmel bestechen.

Ihr wollt wissen, warum Leute Übertreibungen lieben? Weil sie ihr eigenes armseliges Leben darin wiedererkennen – nur größer, lauter, besser. Ein Bauer, der dreimal die Woche im Schlamm ackert, lacht wie ein Irrer, wenn ich erzähle, wie ich mich an meinem eigenen Schopf aus einem Sumpf zog. Warum? Weil er's selbst gern könnte. Weil er weiß, er ersäuft bald im Dreck, und ich geb ihm wenigstens für zehn Minuten die Fantasie, dass er stärker ist als der Sumpf.

Und die feinen Leute? Die Könige, die Generäle, die Beamten mit den verkniffenen Ärschen? Die glauben mir am meisten. Die sitzen da in ihren Palästen, gelangweilt von Gold und Macht, und wenn einer wie ich reinkommt und schreit: „Ich bin auf einer Kanonenkugel geritten!“, dann klatschen sie wie Kinder, die endlich was zu sehen kriegen, das größer ist als ihr beschissenes Hofprotokoll.

Übertreibung ist Demokratie. Jeder kann sie fressen, jeder wird satt.

Aber Achtung, Freunde: Übertreiben heißt nicht dumm labern. Es ist Präzision. Du musst wissen, wann du abhebst, wann du landest, wann du die Pointe reinsetzt wie eine Faust ins Gesicht. Zu viel, und sie glauben dir nichts. Zu wenig, und sie lachen dich aus. Das Maß ist die Kunst. Du musst so übertreiben, dass sie sagen: „Könnte ja sein... wenn die Welt nur weniger geizig wäre.“

Ich geb euch ein Beispiel.

Einmal behauptete ich, ich hätte mit einem einzigen Schuss neun Enten erlegt.

„Wie soll das gehen, Baron?“ fragte einer.

„Ganz einfach,“ sagte ich, „ich hab die Kugel durch die erste Ente gejagt, die zweite fraß die Kugel, flog weiter, wurde von der dritten gefressen, die von der vierten gefressen wurde, und so weiter – bis neun. Danach hab ich nur noch einen Topf gebraucht.“

Die Männer am Tisch lachten Tränen. Einer meinte: „So ein Blödsinn!“ Aber sein Blick verriet: Er wünschte, es wäre möglich.

Und genau da liegt der Unterschied: Ich verkaufe nicht, was wahr ist. Ich verkaufe, was wünschenswert wäre.

Übertreibung ist wie Wein: Die erste Runde ist süß, die zweite macht warm, die dritte haut dich aus den Latschen. Aber am nächsten Tag schwörst du, es nie wieder zu tun – und beim nächsten Mal bestellst du doppelt.

Ein leerer Krug ist mein Startschuss. Da setz ich an. Wenn einer sagt: „Baron, dein Glas ist leer.“ Dann sag ich: „Nein, verdammt, es ist voller Geschichten. Warte nur, bis ich den Korken ziehe.“ Und dann geht die Orgie los.

Es gibt Nächte, da reicht eine Übertreibung nicht. Da musst du den ganzen Laden anzünden. Stell dir vor: stickige Schenke, Wände schwitzen, der Wirt schwitzt, die Gäste schwitzen und die Gläser sind so leer, dass selbst die Spinnen in der Ecke Durst kriegen. Genau dann fang ich an.

Ich spring auf den Tisch, kippe den Krug über den Kopf – leer, natürlich – und brülle:

„Ihr denkt, ihr kennt Durst? Ich hab so viel gesoffen, dass der Rhein sein Bett gewechselt hat, nur um Platz zu machen!“

Gelächter. Gläser knallen. Ein Hund bellt.

„Ich hab so viel gezecht, dass der Papst mich persönlich exkommuniziert hat – nicht wegen der Sünde, sondern weil ich seinen Vorrat leergetrunken hab!“

Noch mehr Gelächter. Und einer, ein Bauer mit Zähnen wie abgebrochene Kreide, ruft: „Und dann?“

Ja, *und dann*. Das ist das Wort, das mich füttert.

„Und dann,“ sage ich, „bin ich nüchtern aufgewacht – im Magen eines Wals. Der war so groß, dass er ein Wirtshaus in seinem Bauch betrieb. Bier am rechten Lungenflügel, Wein am linken, und Schnaps direkt aus der Leber.“

Die Leute johlen. Der Wirt verdreht die Augen, aber er schenkt nach. Gratis, versteht sich – er weiß, je voller ich werde, desto voller auch seine Bänke.

Das ist die Wissenschaft des Übertreibens: Du musst den Raum größer machen, als er ist. Ein Wirtshaus ist vier Wände, ein Dach, ein Tresen. Aber in meinen Geschichten ist es ein Schlachtfeld, ein Königshof, ein verdammtes Universum mit Tischen als Planeten und Flaschen als Kometen. Die Leute vergessen, dass sie nur Brot und Käse vor sich haben. Sie glauben, sie fressen Bärenleber, während sie in einem Schlitten über's ewige Eis rasen.

Manchmal teste ich die Grenzen. Ich erzähl von einem Hirsch, dem ich Kirschkerne in den Schädel geballert habe. Ein Jahr später – schwör ich Stein und Bein – wuchs ein Baum aus seinen Hörnern. Die Bauern starrten mich an, als hätten sie den Messias gesehen. Einer sagte: „So was kann's geben.“

„Natürlich,“ sag ich, „hab's selbst erlebt. Ich hätt euch Äste mitgebracht, aber die Vögel hatten alles aufgefressen.“

Zack. Glaubten sie mir. Nicht weil's logisch war. Weil sie wollten, dass's stimmt.

Übertreibung füllt den Bauch, wenn das Glas leer ist. Es macht warm, wenn der Ofen kalt bleibt. Es lässt selbst den letzten Trottel sich fühlen, als wär er Teil von was Größerem. Und genau das ist mein Trick: Ich mach aus jedem Hungerleider einen Zeugen. Aus jedem Zeugen einen Mitspieler. Am Ende erzählen sie selbst die Geschichte weiter – aber kleiner, billiger, ohne Feuer. Also komm ich zurück, hau noch 'ne Schippe drauf, und schon sitz ich wieder oben auf dem Hocker, der König unter Bettlern.

Ich sag's euch: Übertreiben ist wie Huren – du denkst, du nutzt sie aus, aber in Wahrheit bist du der, der zahlt. Nur dass ich nichts zahl. Ich krieg bezahlt. Mit Wein, mit Lachen, mit der Art Blicken, die Männer werfen, wenn sie dich fürchten und lieben zugleich.

Die besten Abende beginnen immer gleich: zu wenig Geld in der Tasche, zu viel Durst im Hals. Ich trete in die Schenke, die Tür hängt schief in den Angeln, der Wirt glotzt wie ein Hund, der gleich beißt, und die Bänke sind schon halb voll. Bauern, Soldaten, fahrendes Gesindel. Alle stinkend, alle müde, alle mit Gesichtern wie Kartoffelsäcke. Perfektes Publikum.

„Baron,“ ruft einer, „dein Glas ist schon leer, bevor's voll war!“
Gelächter. Ich grinse, setze mich mitten rein, hebe das Glas hoch und sage:
„Leer? Ihr Narren. Dieses Glas ist voller Abenteuer, ihr müsst nur genau hinsehen.“

Und dann fang ich an.

Erst klein, damit sie anbeißen. „Letzte Woche hab ich einen Hasen gejagt, so schnell, dass er sich selbst überholte und von hinten in meine Falle lief.“

Lachen, Johlen. Einer kippt sein Bier um.

„Und dann,“ schreie ich, „hab ich ihn gebraten – auf dem Feuer, das ich mit meinem eigenen Atem entfacht habe!“

Jetzt hören sie richtig zu. Einer klopft auf den Tisch, der Hund unter der Bank knurrt, die Luft ist dick wie Suppe.

„Ich hab im Krieg Kanonenkugeln gegessen, weil die Küche leer war.

Geschmeckt wie scharfes Brot! Später hab ich eine ausgespuckt, und sie hat noch drei Feinde umgehauen.“

Die Soldaten glotzen. Sie wollen widersprechen, aber sie lachen zu sehr.

Der Wirt schüttelt den Kopf. „Du und deine Märchen.“

Ich spring auf den Tisch, halte das leere Glas hoch wie eine Reliquie. „Märchen?

Nein, mein Freund, das ist Geschichte! Eure Geschichte ist Brot und Regen.

Meine Geschichte ist Pulver, Blut und Wein.“

Die Gäste grölen. Einer, ein junger Kerl mit mehr Mut als Zähne, ruft: „Baron, erzähl uns was vom Mond!“

Ich knalle das Glas auf den Tisch. „Der Mond! Ich hab ihn besucht. Bin mit einem Seil hochgeklettert, das ich an den Hörnern des Neumonds festgebunden habe. Dort oben gibt’s Fässer voller funkelndem Wein, schwerer als euer ganzer Acker. Und als ich zurückkam, hatte ich mehr Durst als jemals zuvor.“

Stille. Sie glotzen wie Kühe auf Donner.

Dann tobt der Laden.

Und jetzt – jetzt kippt die Stimmung. Die Leute stehen auf, brüllen, wollen mehr.

Einer schreit: „Baron, ich glaub dir kein Wort!“

Ich spring runter, pack ihn am Kragen, grinse ihm ins Gesicht. „Natürlich nicht, du Trottel. Aber du wirst’s weitererzählen. Und das macht’s wahr.“

Er lacht, ich lass ihn fallen, der Wirt schenkt nach.

Die Nacht läuft heiß. Jeder Satz ist ein Schlag, jede Pointe ein Messer. Ich erzähl, wie ich ein Pferd am Kirchturm festband, weil der Schnee so hoch lag, dass das Dach wie ein Weidezaun aussah. Ich erzähl, wie ich einen Hirsch verfolgte, der Kirschen im Schädel wachsen ließ. Ich erzähl, wie ich Wölfe austrickste, indem ich sie den Schlitten ziehen ließ, den sie fressen wollten. Und jedes Mal tobt der Raum, als hätten sie’s selbst erlebt.

Das ist die Kunst des Übertreibens: Du fütterst sie mit Geschichten, bis sie satt sind. Und wenn sie platzen, gießt du nach. Ein leerer Krug auf meinem Tisch ist wie eine Trommel: Er ruft. Er befiehlt. Er schreit, dass ich wieder lügen soll, bis das Dach kracht.

Am Ende der Nacht liegen die Bauern unter den Bänken, die Soldaten schlafen mit den Gesichtern im Bier, und der Wirt flucht, weil er weiß, dass keiner zahlen kann. Ich geh raus, den Mantel voll mit Worten, den Bauch leer, aber den Kopf schwer vom Lärm. Und wenn einer sagt: „Baron, du übertreibst!“ dann sag ich: „Genau, verdammt. Sonst wär ich ja ihr.“

Das Problem mit großen Lügen ist, dass sie irgendwann größer sind als der Raum, in dem du sie erzählst. Und dann knallt’s. Immer.

In jener Nacht war die Schenke ein Pulverfass. Bauern gröhlten, Soldaten schlugen auf die Tische, der Hund bellte im Takt. Ich stand auf dem Tisch wie ein General vor der Schlacht und schrie:

„Ich habe einmal einen Sturm geritten! Ein Sturm so stark, dass er Kirchen

wegriss und Wälder aus der Erde zog. Ich hab mir die Mähne des Windes gepackt und bin quer über das Land geflogen. Die Blitze waren meine Sporen, der Donner mein Trommelschlag!“

Die Menge tobte. Einer schlug seine Faust durch die Bank, ein anderer brüllte, er wolle auch fliegen.

Da stand ein alter Soldat auf – einer mit einem Gesicht, das aussah wie ein verrosteter Helm. Er starrte mich an und sagte: „Lügner! Kein Mensch kann den Sturm reiten.“

Der Raum wurde still.

Alle Augen auf mir.

Das ist der Moment, wo du entweder kippst – oder den Hahn aufdrehst.

Ich grinse.

„Du hast recht,“ sage ich. „Kein Mensch. Aber ich bin auch kein Mensch. Ich bin die verdammte Übertreibung in Fleisch und Blut. Ich hab mich in den Sturm verwandelt, ihn besoffen gemacht und dann geritten. Frag die Eichen – sie stehen heute noch schief!“

Gelächter. Johlen. Der alte Soldat wird rot wie ein Schinken, will mir an die Kehle.

Da springt ein Bauer auf, schreit: „Lasst den Baron! Ohne ihn wär die Nacht so leer wie sein Glas!“

Und dann knallt's. Fäuste fliegen, Bierkrüge krachen, einer rutscht auf dem Hund aus, der Hund beißt zurück. Die Schenke tobt.

Ich stehe mitten im Chaos, halte mein leeres Glas hoch und brülle:

„Ruhe! Ich erzähl euch, wie ich im Bauch eines Riesen Karten gespielt habe – mit seinen Eingeweiden als Trumpf!“

Und siehe da: Sie hören auf.

Selbst der Soldat bleibt stehen, der Schlag noch in der Luft.

Die Lüge hat sie gezähmt.

Und genau das ist die Wahrheit, Freunde: Eine gute Übertreibung stoppt mehr Schläge als zehn Helle. Sie macht aus einem Tumult ein Theaterstück. Die Prügelei wird zur Kulisse, die Lüge zur Bühne, und ich bin der König im zerlumpten Mantel.

Am Ende lagen sie alle da, keuchend, lachend, halb bewusstlos. Der Wirt wischte Blut und Bier vom Boden und fluchte, dass er morgen alles reparieren

müsse. Ich grinste und sagte:
„Siehst du, mein Freund – Übertreiben zahlt die Miete.“

Die Schenke war leergeprügelt, das Bier verschüttet, die Köpfe voller Lärm. Ich torkelte raus, das Glas immer noch leer, aber hoch erhoben, als wär's ein Zepter. Draußen war's stockdunkel, die Gasse stank nach Pisse, Regen und billigem Leben. Perfekte Bühne.

Ein paar Bauern schlichen hinter mir her, wie Hunde, die hoffen, dass noch ein Knochen vom Tisch fällt. „Baron,“ rief einer, „erzähl uns noch was!“
Ich blieb stehen, schwankte, grinste. „Noch was? Klar. Ich erzähl euch, wie ich den Mond bestiegen hab – aber diesmal ohne Seil.“

Sie lachten. „Geht nicht.“
„Geht nicht?“ Ich hob mein leeres Glas. „Ich hab mich auf einen Rauchschwaden gesetzt, den ein betrunkenener Schmied in den Himmel geblasen hat, und bin raufgeritten. Oben angekommen, hab ich mit den Sternen Karten gespielt. Verloren. Und weil ich nicht zahlen konnte, haben sie mir die Milchstraße auf die Stirn geschmiert. Seht ihr den Glanz?“
Ich wischte mir über die Stirn, als wär's echt.

Die Kerle starrten, einer bekreuzigte sich. „Bei Gott...“
„Gott?“ Ich lachte. „Der war auch da. Hat beschissen.“

So geht's. Ein leerer Krug, und plötzlich hast du den Kosmos im Sack.

Wir zogen weiter, eine Horde taumelnder Gläubiger, die alles schluckten, was ich ausspie.

Am Brunnen blieb ich stehen. „Hier, genau hier, hab ich einmal einen Fisch gefangen, so groß, dass er den Brunnen austrank.“

„Unmöglich!“ rief einer.

„Unmöglich?“ Ich trat gegen den Brunnenrand. „Der Fisch liegt immer noch unten drin, zu groß, um rauszukommen. Jeden Vollmond hört man ihn husten.“
Sie starrten in die Tiefe, als würde gleich ein Schwanz hervorschießen.

Das ist die Kunst, Freunde: Das Glas ist leer, aber die Welt ist randvoll, wenn man nur laut genug schwätzt. Du machst aus einer Pfütze ein Meer, aus einem Hund ein Wolf, aus einem Furz ein Donnerwetter. Und die Leute glauben's, weil sie glauben wollen.

Wir stolperten weiter durch die Nacht, jeder Schritt ein Versprechen auf eine neue Lüge. Am Feldrand blieb ich stehen, hob das Glas und rief: „Hier hab ich

mal mit dem Wind gerungen. Drei Stunden. Er hat mich fast besiegt. Aber am Ende hab ich ihn gefangen und in eine Flasche gesperrt. Wer zuhört, hört ihn noch heulen!“

Die Bauern drängten sich ums Glas, lauschten, schworen, ein Pfeifen gehört zu haben. Idioten. Aber glückliche Idioten.

Und da merkte ich: Das ist meine wahre Kunst. Nicht das Saufen, nicht das Kämpfen, nicht das Reiten von Kugeln und Wölfen. Sondern die Kunst, einem leeren Glas Stimmen einzuflüstern, bis die Welt darin zittert.

Der Morgen kroch heran wie ein fauler Hund – stinkend, träge und bissig. Ich lag im Straßengraben, das Glas immer noch in der Faust, leer wie mein Magen, aber schwer wie ein Schwert. Neben mir schnarchte ein Bauer, den ich gestern noch überzeugt hatte, er sei der verlorene Prinz von Spanien. Der arme Kerl glaubte’s wirklich. Jetzt lag er da, im Dreck, mit offenem Maul, und ich dachte: Prinz oder nicht – er stinkt wie ein Esel.

Mein Schädel pochte, als hätte der Teufel persönlich darin Würfel geworfen. Aber Aufgeben? Nie. Ich stemmte mich hoch, das Hemd zerrissen, die Knie voller Matsch, und murmelte: „Ich hab schon schlimmere Nächte überlebt. Zum Beispiel die, in der ich mit dem Winter persönlich gekämpft hab.“

Ein paar Weiber kamen vorbei, Körbe voller Gemüse, und glotzten mich an wie einen toten Hund. „Der Baron hat’s wieder übertrieben,“ kicherte eine. Ich hob das Glas. „Übertrieben? Meine Damen, ich hab letzte Nacht mit dem Winter gerungen. Drei Stunden lang. Er wollte mir den Atem klauen, ich hab ihm dafür die Zähne ausgeschlagen. Seht euch um – deswegen ist der Morgen so mild!“

Die Weiber lachten, rollten mit den Augen, aber eine zwinkerte mir zu. Verdammt – sie wollten’s glauben.

Ich schleppte mich weiter, das Glas in der Hand, die Zunge schwer wie Blei, und jeder, der mich sah, bekam seine Geschichte. Ein Hund bellte mich an. Ich brüllte zurück: „Balg! Ich habe schon Wölfe geritten, die größer waren als dein Haus! Sei froh, dass ich dich nicht sattel.“ Der Hund knurrte nicht mehr. Er winselte. Sieg.

Und dann – der Kater. Der große Richter. Mein Magen drehte sich, meine Augen brannten, die Welt schwankte wie ein Schiff im Sturm. Ich setzte mich auf einen Stein, starrte in den Himmel und murmelte: „Ich hab schon einmal schlimmeres überlebt. Ich bin auf einer Kanonenkugel eingeschlafen und nüchtern wieder aufgewacht.“

Das ist die Wahrheit: Selbst am Ende, wenn der Körper bricht, wenn das Glas leer bleibt, wenn die Welt grau wird wie Asche – selbst dann bleibt mir die Übertreibung. Sie ist der letzte Schluck im Fass. Der Schluck, den keiner sieht, den nur ich schmecke.

Und so stolperte ich weiter, ein Gespenst im Morgengrauen, mit einem leeren Glas in der Hand und Geschichten im Maul, die größer waren als der Tag selbst. Und jeder, der mir begegnete, bekam sein Stück davon – ob er wollte oder nicht.

Ihr glaubt vielleicht, ich hätte das alles erst im Alter gelernt, zwischen Krieg und Kneipe, zwischen Pulverrauch und Kotzerei. Quatsch. Ich war schon als kleiner Bengel ein Aufschneider, sobald der Becher leer war.

Ich erinnere mich: Ich war ein Rotzlöffel, vielleicht zwölf, dreizehn, ein dünner Strich mit zu großen Ohren. Mein Vater hatte mehr Löcher im Kopf als Zähne im Mund, und meine Mutter war härter als jedes Schwert. Zu trinken gab's selten was außer dünnem Bier, und wenn das Fass leer war, schickte man uns Kinder ins Bett. Aber ich war nie still. Ich setzte mich hin, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sagte: „Kein Bier mehr? Macht nichts. Ich erzähl euch, wie ich heute einen Fuchs überlistet habe, der klüger war als drei Pfarrer zusammen.“

Meine Geschwister glotzten mich an, müde, hungrig, verdammt genervt. Aber ich erzählte. Ich spann den Fuchs so schlaue, dass er sich selbst ins Bein biss, ich jagte ihn durch Wälder, die es gar nicht gab, und am Ende kam ich zurück mit einem Pelz, den keiner anfassen konnte, weil er noch biss.

Und was passierte? Meine Mutter – die härteste Frau, die Gott je gebaut hat – lachte. Zum ersten Mal seit Wochen. Und mein Vater? Er hob den Krug, kippte die letzten Tropfen in meinen Becher und sagte: „Für den Jungen, er hat's verdient.“

Da wusste ich's: Übertreiben füllt Gläser. Übertreiben füllt Bäuche. Übertreiben macht aus einem jämmerlichen Abend eine Geschichte, die man noch in zwanzig Jahren weitererzählt.

Später, als ich älter wurde, ging das Spiel weiter. Ich stand mit den Jungs am Brunnen, alle durstig, kein Geld für Bier. Einer heulte rum: „Keiner von uns hat was erlebt.“

Ich grinste. „Ach nein? Ich schon. Ich bin letzte Woche auf einem Fisch geritten. Quer über den Fluss. Der Bursche sprang wie ein Pferd, und ich lenkte ihn mit

einer Karotte.“

Sie lachten mich aus, aber sie lachten – und das reichte.

Schon da merkte ich: Ein leeres Glas ist kein Ende, es ist ein Anfang. Es zwingt dich, entweder den Kopf hängen zu lassen oder die Welt so aufzublasen, dass der Durst kleiner wirkt. Und ich, verdammt, hab nie den Kopf hängen lassen.

Natürlich, Übertreiben ist kein Hobby, das man unbehellig treiben kann. Früher oder später kommt einer, der keinen Humor hat. Und in meinem Fall war das meistens der Dorfpfarrer.

Ich war vielleicht fünfzehn, hockte auf einem Fass, das längst leer war, und erzählte den Burschen, wie ich am Morgen einen Adler gefangen hatte, indem ich ihm das Sonnenlicht geklaut und in meinen Hut gestopft hatte. „Der arme Vogel war blind,“ schwor ich, „und ich ritt ihn bis in die Wolken.“ Die Jungs kreischten vor Lachen.

Da kam der Pfarrer, dieser dünne Knochenmann mit einem Hals so lang, dass man drauf Geigen hätte spielen können. Er sah mich an, die Lippen schmal wie ein Strich, und sagte: „Münchhausen, du lügst schon wieder.“

„Nein, Herr Pfarrer,“ sagte ich. „Ich übertreibe.“

„Das ist das Gleiche!“

„Nein,“ sagte ich, „wenn ich lüge, will ich betrügen. Wenn ich übertreibe, will ich nur unterhalten.“

Er packte mich am Ohr, zog mich vom Fass. „Unterhalten? Du verdirbst die Leute. Die Wahrheit ist das Brot der Seele.“

Ich spuckte auf den Boden. „Dann ist die Übertreibung der Wein.“

Und er schlug mir eine runter.

Ich schwöre, in dem Moment wusste ich: Ich werde nie Priester, nie Beamter, nie ehrlicher Mann. Ich werde der Bastard sein, der mit Worten mehr erreicht als mit Waffen.

Aber die Strafe kam: Am nächsten Sonntag stand er auf der Kanzel und wetterte gegen mich. „Der Junge ist ein Sünder! Er schändet die Wahrheit!“ Und die Leute glotzten. Manche nickten, andere grinsten. Denn sie wussten längst, dass meine Geschichten besser schmeckten als seine Predigten.

Am Ende gewann ich. Denn in der Schenke nach der Messe hieß es: „Baron, erzähl uns, wie das mit dem Adler war.“ Und ich tat es, noch größer, noch

schmutziger, noch lauter. Und wer zahlte mir das Bier? Die, die eben noch genickt hatten.

Das ist die Lektion, die ich früh lernte: Ein leerer Krug im Wirtshaus schlägt jede volle Kanzel in der Kirche.

Hört zu, ihr armseligen Narren: Das Leben ist zu kurz für Wahrheit. Wahrheit ist wie abgestandenes Wasser – klar, sauber, und nach zwei Schlucken bist du satt, aber durstig bleibst du trotzdem. Übertreibung dagegen ist Schnaps. Sie brennt, sie macht warm, sie macht dich größer, als du bist.

Ich hab's tausendmal gesehen: Ein Bauer nach der Arbeit, sein Glas leer, die Schultern krumm, der Blick tot. Gib ihm Wahrheit, er gähnt. Gib ihm eine Übertreibung – „Ich hab gestern einen Fisch gefangen, so groß wie dein Haus!“ – und schon hebt er den Kopf, schon funkeln seine Augen, schon träumt er, dass auch er mal was erleben könnte, was größer ist als die Scholle, die er pflügt.

Übertreiben ist keine Sünde. Es ist ein Akt der Gnade.

Denn seien wir ehrlich: Wer hält's aus ohne Lügen? Wer hockt sein ganzes Leben in der Scheiße und sagt: „Ja, das ist mein Los, danke Gott.“? Keiner mit Hirn. Also kommen Leute wie ich, besoffen, verbeult, dreckig, und schenken euch was, das größer ist. Ein Ritt auf einer Kanonenkugel. Ein Hirsch mit Kirschbaum im Schädel. Ein Sturm, den man zähmt. Und ihr fresst's, ihr giert's, ihr verlangt mehr.

Und wisst ihr was? Ich auch. Ich brauch's genauso wie ihr. Ich brauch's, weil sonst das Glas leer bleibt. Ich brauch's, weil die Stille tödlicher ist als jeder Feind im Krieg. Ich brauch's, weil ich nur dann lebe, wenn die Welt lacht, schreit, den Atem anhält.

Ein leerer Krug ist kein Ende. Ein leerer Krug ist ein Versprechen.

Er sagt: „Komm, Baron, mach die Welt wieder größer.“

Und ich schwöre euch: Solange ich atme, solange ich lalle, solange ich noch eine verdammte Geschichte im Maul habe, wird kein Glas in meiner Nähe wirklich leer sein.

Also hebt die Becher, auch wenn nichts drin ist. Seht hinein, seht die Sonne, den Mond, die Wölfe, die Kanonenkugeln. Seht, was nicht da ist – und glaubt mir, das ist besser als alles, was da sein könnte.

Denn ich bin kein Mann der Wahrheit. Ich bin der Mann, der euch zeigt, dass selbst im letzten Tropfen Dreck noch ein Ozean steckt.
Und wenn ihr das verstanden habt, dann versteht ihr mich.
Der Baron. Der Lügner. Der Erzähler.
Und, verdammt noch mal, euer bester Freund, solange euer Glas leer ist.

Mein Pferd, der Sumpf und ich – und warum ich trotzdem noch stehe

Es war kein königlicher Morgen. Kein Sonnenaufgang mit Geigenmusik, kein heroisches Banner im Wind. Es war Dreck. Purer, nasser, stinkender Dreck. Ein Sumpf, so tief und schwarz, dass selbst die Frösche darin die Schnauze hielten, weil sie wussten: Wer hier quakt, der geht unter.

Ich hatte mein Pferd dabei – ein stolzes Tier, klug, stark, so treu, dass es mir noch in die Hölle nachgetrottet wäre. Nur, verdammt, Hölle wär mir lieber gewesen. Denn ein Sumpf frisst leise. Kein Feuer, keine Schreie, nur Schlürfen. Das Geräusch, das bleibt, wenn die Welt dich verschluckt und keiner's merkt.

Und da standen wir nun, mein Gaul und ich. Ich vorne, er hinten. Wir steckten fest wie zwei Idioten im Matsch. Erst nur die Hufe, dann die Beine, und bald war ich selbst bis zur Hüfte drin. „Na toll,“ murmelte ich, „so sterben Helden – knietief im Scheißhaus der Natur.“

Der Gaul schnaubte, als hätte er's verstanden. Er zog, er stemmte sich, er keuchte. Ich fluchte, riss an den Zügeln, trat, betete, lachte hysterisch. Aber der Sumpf lachte lauter. Jeder Versuch, rauszukommen, zog uns tiefer rein.

Jetzt, denkt ihr, war's das. Hier endet der Baron, der große Lügner, ertränkt im Dreck, bevor er die nächste Lüge erzählen kann.

Aber da kommt das Ding ins Spiel, das uns Menschen stärker macht als alles Vieh: die pure, nackte Verzweiflung. Und der Wahnsinn, der folgt, wenn man sich nicht ergeben will.

Ich schaute in den Himmel, leerer als mein Krug. Ich fühlte die Zügel in meinen Händen, schwer, nass, kalt. Und ich dachte: „Verdammt, ich bin Münchhausen. Wenn ich hier untergehe, dann nur, wenn die Welt mir vorher noch eine Pointe schenkt.“

Also packte ich's an. Ich griff in meinen eigenen Schopf – ja, mein Haar, fettig, verfilzt, dreckig – und zog. Zog mich selbst samt Pferd aus dem Sumpf, als wär

ich mein eigener Gott.

Ihr lacht? Ihr sagt: „Unmöglich.“ Natürlich! Aber ich hab's trotzdem getan. Weil unmöglich genau das ist, was ein leerer Krug verlangt.

Ich zog, das Pferd schnaufte, der Sumpf gluckerte, und Zentimeter für Zentimeter kamen wir raus. Meine Arme brannten, mein Schädel dröhnte, und der Himmel glotzte uns an wie ein dummer Zeuge. Aber wir schafften's. Am Ende lagen wir beide im Gras, keuchend, stinkend, nass bis auf die Knochen. Ich schaute den Gaul an. Er schaute zurück. Und wir wussten beide: Wir hätten tot sein sollen. Aber da lagen wir. Und wir lebten.

„Warum ich noch stehe?“ fragt ihr.

Weil ich zu dumm war, um aufzugeben. Weil ich zu stur war, um zu ersaufen. Weil ich mir selbst beim Untergang noch eine Geschichte klauen wollte, die größer war als der Tod.

Und, verdammt, weil mein Haar kräftiger war als die ganze Schwerkraft.

So stand ich auf, tropfend, stank nach Hölle und Dreck, aber ich stand. Und genau deshalb erzähl ich euch das jetzt – nicht, weil's glaubwürdig ist, sondern weil ich's überlebt hab. Und wenn ich überlebt hab, dann ist's wahr, egal was eure verdammte Logik sagt.

Wir lagen im Gras wie zwei Erhängte, die's doch wieder vom Strick geschafft haben. Der Gaul röchelte, ich kotzte Schlamm, und der Himmel grinste kalt runter. Ich schwöre, ich hab das Kichern der Wolken gehört – als hätten sie gewettet, ob ich's packe oder nicht.

Aber wer glaubt, nach so 'nem Tanz mit dem Tod setzt man sich brav hin, trocknet die Stiefel und sagt: „Schön, dass wir's überlebt haben“ – der hat keine Ahnung vom Baron. Ich stand auf wie ein Wahnsinniger, tropfte, zitterte, aber stand. „Na los,“ knurrte ich zum Pferd, „wir haben noch Dreck vor uns.“

Wir taumelten in den Wald. Jeder Schritt zog den Matsch wie ein zweites Paar Stiefel mit. Meine Beine brannten, mein Bauch knurrte, mein Kopf hämmerte. Und trotzdem, da war dieses Grinsen. Dieses dreckige Grinsen, das nur einer hat, der weiß: Ich hätte tot sein sollen – aber bin's nicht.

„Ich erzähl's ihnen,“ murmelte ich. „Ich erzähl's ihnen so, dass sie's fressen. Ich sag, der Sumpf wollte mich behalten, aber ich hab ihm ins Maul gespuckt. Ich sag, die Erde hat mich verschluckt, aber ich hab sie von innen verprügelt, bis sie mich ausgespien hat. Ich sag—“

Das Pferd wieherte, als würd's lachen.

Da merkte ich: Die Übertreibung fängt schon an, bevor ich wieder im Wirtshaus sitze. Sie wächst im Dreck, nährt sich vom Schlamm, pumpt sich auf wie ein betrunkenes Herz. Ich brauch kein Publikum – ich bin mein eigenes Publikum. Jeder Schritt durch den Wald war ein neuer Satz, jede Wunde eine Pointe.

Ein Hase sprang auf. Klein, harmlos. Aber in meinem Kopf war er ein Wolf. „Ja,“ keuchte ich, „und dann kam der Wolf. Riesig, mit Augen wie glühende Kohlen. Aber ich, der Baron, hab ihn gepackt und am Ohr ins nächste Dorf getragen. Dort haben sie ihn gekocht, samt Topf.“

Ich lachte laut, dreckig, schmerzend. Der Hase flitzte davon.

Versteht ihr? Das ist der Trick. Wenn du einmal dem Sumpf entkommen bist, brauchst du nie wieder Wahrheit. Wahrheit hätte uns beide ertränkt. Übertreibung hat uns rausgezogen. Also blieb ich dabei. Jeder Schritt, jede Erinnerung, jedes Scheißgeräusch im Wald wurde zur Legende, noch bevor es geschehen war.

Und genau deshalb stehe ich. Weil ich nicht anders kann. Weil ich schon längst tiefer im Sumpf der Geschichten stecke, als jeder Schlamm mich je verschlucken könnte.

Ich stolperte tiefer in den Wald, das Pferd hinter mir, beide tropfend wie zwei ertrunkene Ratten, die wieder auferstanden sind. Der Sumpf klebte noch an mir, der Gestank hing an meinen Knochen, und genau in diesem jämmerlichen Zustand stolperte ich in eine Gruppe Bauern.

Drei Kerle, mit Äxten und Körben, auf dem Weg Holz zu holen oder Pilze zu sammeln – als wär das Leben nicht schon beschissen genug. Sie sahen mich an wie einen Geist, der zu viel gesoffen hat. Einer bekreuzigte sich, der andere rief: „Heilige Mutter, was ist das denn für ein Anblick?“

Ich grinste. Das ist mein Moment. Genau dafür überlebt man den Sumpf. „Was ich bin?“ keuchte ich. „Der Mann, der den Sumpf gefressen hat.“

Sie starrten mich an, als hätt ich ihnen gerade gesagt, ich sei der Papst mit zwei Hoden zu viel.

„Gefressen?“ fragte einer.

Ich nickte. „Der Sumpf hat mich verschluckt. Ich war schon halb tot. Aber ich hab zurückgebissen. Ich hab ihm die Zunge rausgerissen, mit meinen Zähnen. Und dann hab ich mich an meinen eigenen Haaren wieder hochgezogen – samt meinem Pferd.“

Die Kerle schluckten. Einer flüsterte: „Unmöglich.“

Ich trat näher, tropfte Schlamm auf ihre Stiefel, und fauchte: „Unmöglich? Seht mich an! Ich bin der Beweis. Ich hab den Tod im Dreck gewürgt und ertränkt.“

Jetzt waren sie still. Einer fiel sogar auf die Knie, als wär ich ein Heiliger.

Heiliger! Ich, triefend wie ein Misthaufen.

Ich hob die Hand, das leere Glas, das ich immer noch wie ein Zepter hielt, und sagte: „Ihr werdet davon erzählen. In jedem Dorf, in jeder Schenke. Ihr sagt: ‚Der Baron war im Sumpf und kam lebend wieder raus. Er zog sich selbst samt Pferd heraus.‘ Und wenn euch einer sagt, das sei Lüge, dann lacht ihm ins Gesicht. Denn nur einer, der nie gesoffen hat, glaubt an die Wahrheit.“

Die Bauern nickten, ängstlich, gläubig. Sie würden's weitererzählen. Ich wusste es. Meine Legende kroch schon los wie ein Wurm im faulen Apfel.

Das Pferd wieherte. Ich lachte. Der Sumpf war Vergangenheit, aber ab jetzt war er auch Geschichte. Eine, die größer war als der Tod.

Ich schleppte mich mit meinem triefenden Gaul in die nächste Schenke. Tür auf, Gestank rein. Die Bauern am Tresen verzogen die Gesichter, die Weiber hielten sich die Schürzen vors Gesicht. Einer rief: „Bei Gott, was ist das für ein Kadaver?“

Ich grinste. „Kein Kadaver. Ein Überlebender.“

Der Wirt wollte mich rausschmeißen, aber ich knallte das leere Glas auf den Tresen wie ein Beweisstück. „Schenk ein,“ sagte ich. „Und hör zu. Ich war im Sumpf. Bis zum Hals. Ich war schon halb im Bauch der Erde. Und jetzt steh ich hier.“

Die Leute lachten erst. „Schwachsinn!“ Einer rief: „Niemand kommt aus dem Schwarzen Moor zurück.“

Ich stand auf, breitbeinig, tropfte Schlamm auf den Boden und schrie: „Niemand – außer mir! Ich hab mich an meinen eigenen Haaren rausgezogen, samt Pferd. Ich hab dem Sumpf die Zähne ausgeschlagen. Ich hab dem Tod ins Ohr gefurzt und er hat's nicht überlebt!“

Stille. Dann Gelächter. Dann Johlen.

Einer klopfte auf den Tisch: „Noch mal! Erzähl's noch mal!“

Also tat ich's. Aber größer. Laute Bilder, dreckige Worte, mehr Blut, mehr Wahnsinn. Ich erzählte, wie der Sumpf Zungen hatte, die mich lecken wollten, wie schwarze Hände nach mir griffen, wie ich sie zerbiss, wie ich meinen Gaul

packte und schrie: „Wir gehen hier raus, oder wir nehmen den ganzen Sumpf mit uns!“

Die Leute fraßen es. Jeder Schluck aus meinen Worten war süßer als das Bier, das sie in der Hand hielten. Sie hingen an meinen Lippen, die Weiber rissen die Augen auf, die Kerle schrien: „Unmöglich! Aber so redet nur einer, der’s gesehen hat.“

Der Wirt, der mich eben noch rausschmeißen wollte, brachte mir eine ganze Kanne. Gratis.

„Warum ich noch stehe?“ brüllte ich, hob den Krug. „Weil ich nicht sterben kann, bevor ich’s euch erzählt habe. Erst die Geschichte, dann der Tod. So läuft das. Prost!“

Der Laden tobte. Männer schlugen sich gegenseitig auf die Schulter, als hätten sie selbst den Sumpf besiegt. Und genau das ist das Geheimnis: Ich war nicht mehr allein im Dreck. Jetzt waren sie alle dabei. Jeder von ihnen hatte den Sumpf gesehen, jeder war rausgeklettert, jeder stand noch.

Und ich? Ich lachte. Denn der Sumpf hatte mich fast verschluckt. Aber im Wirtshaus hatte ich ihn ertränkt. Mit Worten. Mit Wein. Mit Gelächter, das lauter war als sein Schlürfen.

Der Krug war voll, mein Glas endlich wieder lebendig, und die Leute klebten an mir wie Fliegen an altem Fleisch. Ich grinste, trank, und jedes Mal, wenn ich das Glas absetzte, schrie einer: „Baron! Noch mal vom Sumpf!“

Also tat ich’s. Aber jedes Mal fetter, hässlicher, irrer.

Beim zweiten Mal erzählte ich, dass der Sumpf Augen hatte. Gelbe, riesige Augen, die mich ansahen wie die Hölle persönlich. Ich hab sie mit bloßen Fäusten zerdrückt, schwor ich, und die Bauern kreischten vor Begeisterung.

Beim dritten Mal erzählte ich, dass der Sumpf nicht nur mich, sondern auch mein Pferd verschlingen wollte. „Er hat ihm schon die Nüstern eingesogen!“ schrie ich, „da hab ich den Mistkerl gewürgt, bis er mein Ross wieder ausgespuckt hat!“ Der Gaul draußen wieherte, als wüsste er, dass er gerade zur Legende wurde.

Beim vierten Mal erzählte ich, dass ich nicht nur mich selbst, sondern gleich den ganzen Wald aus dem Sumpf gezogen hätte. „Seht euch um!“ brüllte ich, „die Bäume da draußen, die stehen nur, weil ich sie rausgezerrt habe!“ Die Menge tobte. Einer heulte, als hätte er’s wirklich gesehen.

Und dann war kein Halten mehr. Jeder wollte ein Stück vom Sumpf. Einer rief:
„Baron, wie hat er gerochen?“
„Wie tausend tote Könige im Sommer.“
„Wie tief war er?“
„So tief, dass Gott ihn übersehen hat.“
„Und wie bist du raus?“
„Ich hab die Schwerkraft beleidigt, bis sie nachgab!“

Sie lachten, schrien, klopften auf die Tische. Bier schwappte, Krüge flogen, das Dach vibrierte. Der Wirt verzweifelte, aber er grinste trotzdem, weil er wusste: Heute wird niemand nüchtern nach Hause gehen.

Ich stand da, mitten im Chaos, die Haare noch feucht vom echten Dreck, und dachte: Genau das ist der Trick. Du gehst fast drauf – und dann erzählst du's so, dass keiner mehr merkt, wie knapp's war. Aus Angst wird Gelächter. Aus Schlamm wird Wein.

Und während draußen der Mond über dem Wald stand, so still wie ein stummer Richter, war der Sumpf längst besiegt. Nicht durch Kraft, nicht durch Mut – sondern durch die schmutzigste Waffe von allen: meine verdammte Zunge.

Irgendwann kippte die Stimmung. Die Bauern waren nicht mehr nur Zuhörer, sie waren Mitstreiter. Meine Sumpfgeschichte war kein Märchen mehr, es war ein Krieg, den wir alle führten – mit Bierkrügen statt Schwertern, mit Gelächter statt Trommeln.

„Zeig uns, Baron, wie du's gemacht hast!“ schrie einer, die Backe schon rotgeschlagen vom Schnaps.

Ich stieg auf den Tisch, breitbeinig, tropfte immer noch Schlamm von meinen Stiefeln, und packte meinen eigenen Schopf. Ich zog mich hoch, so fest, dass mir fast die Haut vom Schädel ging. „So, ihr Hunde! So hab ich's gemacht! Ich hab mich rausgerissen, mit bloßen Händen, mit meinem eigenen Haar!“

Die Leute schrien, einer sprang hoch, versuchte dasselbe, fiel hintenüber, landete im Bier. Alle lachten.

Ein anderer kippte sich den Rest seines Krugs über den Kopf und brüllte: „Jetzt seh ich aus wie der Baron im Moor!“

Plötzlich schütteten sich die Leute gegenseitig Bier ins Gesicht, rutschten auf dem Boden aus, patschten in den Sud wie in Schlamm. Es war, als hätte ich den Sumpf in die Schenke geschleppt, und jetzt steckten sie alle drin.

Der Wirt schrie: „Ihr Schweine, ihr macht mir die Hütte kaputt!“

Ich hob den Krug, grinste breit und schrie zurück: „Nein, Wirt! Wir machen sie unsterblich!“

Und die Menge tobte, als wär das Wort „unsterblich“ der Zünder für einen Kanonenschlag.

Da lag ein Bauer bäuchlings im Bier, ruderte mit den Armen und brüllte:

„Baron, zieh mich raus! Ich sinke!“

Ich packte ihn am Kragen, zog ihn hoch und schrie: „Gerettet, du Idiot! Und jetzt bist du Teil der Legende!“

Er heulte, lachte, umarmte mich, stank nach Bier und Knoblauch, aber er war glücklich wie ein Kind.

Versteht ihr? Genau das ist das Geheimnis. Es geht nicht nur um die Geschichte, die ich erzähle. Es geht darum, dass sie so groß wird, dass alle drin versinken. Jeder will Teil davon sein. Jeder will nass werden, dreckig, betrunken – solange er danach sagen kann: „Ich war dabei, als der Baron den Sumpf besiegte.“

Am Ende war die Schenke ein einziges Moor. Tische klebrig, Bänke rutschig, der Boden ein See aus Bier, Schweiß und Lügen. Und ich stand in der Mitte, das Glas hoch, lachte wie ein Wahnsinniger und wusste: Ich hatte gewonnen.

Denn wenn der Sumpf dich fast verschlingt, musst du nur so viel Krach machen, dass er nie mehr wagt, dich anzurühren.

Irgendwann reichte das Grölen nicht mehr. Zu viel Bier, zu viele Lügen, zu viele Männer, die ihre Fäuste mehr liebten als ihre Frauen. Es krachte.

Einer, ein Kerl mit Schultern wie ein Ochse, brüllte: „Deine Geschichte ist Scheißdreck! Ich war auch schon im Moor, Baron, und ich hab’s allein geschafft, ohne Haarziehen und Firlefanz!“

Die Schenke verstummte. Alle Augen auf mich.

Das war der Moment, in dem Männer gestürzt werden – König heute, Witzfigur morgen. Ich lächelte schief, nahm einen Schluck, ließ das Bier durch die Zähne laufen, wischte es mir übers Kinn und sagte: „Du? Im Sumpf? Hör mal, Freund, du steckst schon im Schlamm, wenn du deiner Frau in die Augen siehst.“

Gelächter. Aber der Ochse grinste nicht. Er stapfte zu mir, die Fäuste groß wie Pflastersteine. „Du Spinner! Ich tret dir den Schädel ein.“

Ich sprang vom Tisch, stand direkt vor ihm, roch den Knoblauch aus seiner

Fresse, und knurrte: „Dann tritt, Bursche. Aber bevor du's tust – hör dir an, wie ich den Sumpf nicht nur besiegt, sondern geheiratet habe.“

Stille. Die Menge hielt den Atem an. Ich grinste.

„Ja,“ sagte ich, „ich hab den Sumpf geheiratet. Ich hab ihm einen Ring aus Pferdehaar an den Finger gesteckt. Wir hatten eine Hochzeitsnacht, tief, dreckig, schlüpfzig wie nichts auf Erden. Und am Morgen hat er mich wieder ausgespuckt, weil er wusste: Ich bin zu viel Mann für ihn.“

Das brach die Hütte. Lachen, Johlen, Klatschen. Selbst der Ochse stand da, den Mund offen, nicht sicher, ob er mich jetzt umbringen oder selbst eine Lüge erfinden sollte.

Ich klopfte ihm auf die Brust, so hart, dass er zurücktaumelte. „Setz dich hin, Freund. Trink. Heute bist du mein Trauzeuge.“

Die Menge tobte, der Ochse grinste endlich, und die Prügelei war vorbei, bevor sie begann.

Das ist die Macht einer Übertreibung: Sie schlägt härter als jede Faust, wenn du sie mit genug Dreck und Feuer raushaust.

Die Schenke war jetzt kein Wirtshaus mehr – sie war ein Sumpf, ein Moor aus Bier, Schweiß, Blut und Geschichten. Die Tische klebten, die Bänke waren umgestürzt, Männer lagen wie Leichen in den Pfützen, Frauen kicherten mit zerrissenen Schürzen, und der Hund fraß Brot vom Tresen, als hätte er das alles schon hundertmal gesehen.

Ich stand mittendrin, das Glas erhoben wie ein verdammter Feldherr. „Seht euch an, ihr Säufer, ihr Dreckskerle, ihr Helden für fünf Kupferstücke – ihr seid alle mit mir im Moor gewesen!“

Und sie schrien zurück: „Ja, Baron, ja! Wir haben's auch geschafft!“

Einer kroch auf allen Vieren über den Boden, patschte im Bier herum und brüllte: „Zieh mich raus, Baron, zieh mich raus!“

Ich zog ihn am Kragen hoch, lachte in sein rotes Gesicht und schrie: „Du bist gerettet, mein Sohn – aber pass auf, dass du morgen nicht wieder reinschlitterst!“

Die Menge gröhnte.

Irgendwann war kein Bier mehr da. Nur noch Krüge, die klapperten wie leere Schädel. Der Wirt fluchte, schwitzte, grinste doch, weil er wusste: Heute hatte er mehr Umsatz gemacht als an jedem Markttag.

Ich stützte mich auf den Tresen, tropfte, grinste, die Zunge schwer, die Augen

glasig, und murmelte: „Schenk nach.“

„Alles leer,“ stöhnte er.

Ich hob mein Glas, sah in die Leere, und sagte: „Dann schenk mir eine Geschichte ein. Der Rest kommt von allein.“

Und genau da wusste ich: Ich war nicht nur aus dem Sumpf raus. Ich war der verdammte Sumpf. Ich war Schlamm und Blut und Wahnsinn in Menschengestalt. Jeder, der mich sah, wusste: Man kann untergehen – oder man kann's erzählen.

Mit diesem Gedanken taumelte ich raus in die Nacht. Der Mond stand hoch, groß, fett, weiß wie ein abgenagter Knochen. Mein Pferd wartete draußen, noch immer dreckig, noch immer treu. Ich klopfte ihm den Hals. „Siehst du, Bursche? Wir stehen noch. Und solange wir stehen, gibt's Bier. Und solange's Bier gibt, gibt's Geschichten. Prost.“

Wir stapften los, beide schwankend wie zwei Betrunkene. Aber wir standen. Und das war mehr, als der Sumpf jemals wollte.

Der Morgen nach dem Moor. Ich wachte auf in einem Heuhaufen hinter der Schenke, der Kopf brummte wie eine Kanone, die Ohren voller Summen, als hätten tausend Bienen ein Nest in meinem Hirn gebaut. Das Pferd stand neben mir, die Augen müde, das Fell noch immer verkrustet vom Schlamm. Wir beide sahen aus wie zwei Haufen Scheiße, die Beine dranbekommen haben.

Ich versuchte aufzustehen – falsch. Mein Magen kippte nach vorn, ich spie in den Heuhaufen, und die Hühner flatterten kreischend davon. Der Geschmack? Bier, Schweiß, Tod. Aber ich grinste trotzdem, weil ich wusste: Jede Kotze ist nur ein Zeichen, dass man gelebt hat.

Ein paar Kinder standen da, glotzten mich an mit großen Augen. „Bist du der Baron?“ fragte eines.

Ich wischte mir den Mund, stank nach Galle und Schlamm, und nickte. „Ja, ich bin der Bastard, der dem Sumpf ins Gesicht geschlagen hat.“

Die Kinder quietschten, rannten davon, riefen: „Der Baron hat den Sumpf besiegt!“

Seht ihr? So geht's. Du kotzt Heu, stinkst schlimmer als ein Schweinestall – und trotzdem bist du Legende, weil einer die Geschichte weitererzählt.

Ich humpelte zur Schenke zurück, die Tür hing schief, der Boden klebte, überall lagen Männer wie tote Fische, die Münder offen, die Augen verdreht. Das war

nicht mehr nur ein Kater – das war ein Massengrab aus Suff.

Ich trat über einen Bauern, der röchelte, als würd er im Schlaf noch mal den Sumpf durchmachen. Ich trat ihn leicht in die Seite. „Steh auf, Bursche. Wir leben noch. Und solange wir leben, hat der Sumpf verloren.“

Er stöhnte nur, aber ich wusste: Später wird er's weitererzählen. Und jedes Mal wird der Sumpf größer. Tiefer. Gefährlicher. Und ich noch unsterblicher.

Denn genau das ist der Trick: Übertreibungen sterben nie an einem Kater. Sie werden nur größer. Der Kopf brummt, der Magen rebelliert, aber die Lüge lebt weiter, stark wie ein Ochse.

So stand ich da, schwankend, stinkend, halb tot. Aber ich stand. Und das reicht.

Hört mir zu, ihr armseligen Säuer, ihr Zweifler, ihr kleinen Kriecher im Alltagsschlamm: Ich stehe noch.

Warum? Weil ich zu dumm bin, um aufzugeben, und zu stur, um zu sterben.

Der Sumpf wollte mich haben. Er sog an meinen Beinen, er flüsterte in meinen Ohren, er wollte mein Pferd, meine Knochen, meine Haut. Aber ich zog zurück. Ich biss, ich lachte, ich zog mich selbst am Schopf aus dem Dreck. Kein Gott, kein Teufel, keine Engel – nur ich, mein Haar und mein verdammter Wille, noch eine Geschichte zu erzählen.

Und genau das ist der Punkt: Ich lebe nicht, um zu leben. Ich lebe, um zu erzählen. Ich bleibe nicht stehen, weil mein Körper so stark wäre. Ich bleibe stehen, weil ich die Pointe noch nicht rausgerotzt habe. Der Tod mag warten, aber er wartet nur, weil er wissen will, wie die nächste Lüge endet.

Und das Bier? Das ist nur der Treibstoff. Der Schlamm? Nur die Kulisse. Die Welt? Ein Haufen Mist, auf den man so lange Geschichten kippt, bis er glänzt wie Gold.

Also, warum ich noch stehe?

Weil ich's kann. Weil ich's muss. Weil ihr sonst nichts hättet, außer euer fades Brot, euer trockenes Wasser, eure miese Wahrheit. Ich gebe euch den Rausch, auch wenn das Glas leer ist. Ich gebe euch den Sieg, auch wenn ich halb tot bin. Ich gebe euch die Legende, die größer ist als der Tod.

Und so lange ich sie euch gebe, so lange ihr sie frisst, so lange bin ich der Baron – nicht im Sumpf, nicht im Dreck, sondern mitten unter euch.

Unsterblich, unverschämt, unbesiegbar.

Prost.

Vom Mond gefallen, weil die Wirtsstube schon voll war

Ihr glaubt ja nicht, wie leer der Himmel ist, wenn man da oben hockt. Keine Wirtshäuser, keine Weiber, kein Bier. Nur Staub, Kälte und ein paar Sterne, die so tun, als würden sie leuchten, aber in Wirklichkeit sind sie genauso kalt und tot wie der Fisch auf dem Teller von gestern.

Ich war mal dort. Auf dem Mond. Ja, lacht ruhig, ihr armseligen Krugschwenker. Aber ich sag euch: Der Weg war leichter als der Heimweg aus der Schenke nach zehn Krügen. Einmal fest an den Zügeln meines Pferdes gezogen, einmal ordentlich Anlauf genommen, und schwupps – flogen wir hoch, immer höher, bis der Wind schrie und die Erde kleiner wurde, wie ein Bierdeckel auf einem Tisch.

Und da saß ich dann. Auf dem Mond. Ich schwöre, ich hab die Stiefel ausgezogen, die Zehen in den Staub gebohrt, und der Mist war so trocken, dass selbst der Wirt von der Schenke gesagt hätte: „Junge, daraus machst du keinen Tropfen.“ Kein Fass, keine Karaffe, nicht mal eine verfluchte Regenpfütze. Nur Trockenheit.

Da hockst du, schaust runter auf die Erde, und was siehst du? Eine Kugel voller Wein und Bier, voller Schenken und Frauen, voller Stimmen, die grölen: „Baron, erzähl uns noch eine!“ Und oben auf dem Mond sitzt du, die Kehle trocken wie ein Scheiterhaufen, und keiner schenkt dir nach.

Also, was blieb mir? Runter musste ich. Aber nicht einfach so. Nein. Ich starrte auf die Erde, sah eine Schenke unten glühen wie ein Leuchtfeuer, hörte die Stimmen schon durch den Weltraum brüllen. Und ich wusste: Wenn ich jetzt runtergehe, dann direkt dorthin.

Ich packte den Mondstein, auf dem ich saß, riss ihn aus dem Boden und schmiss ihn zur Erde. „Warte auf mich, ihr Schweine!“ brüllte ich, „ich komme!“ Dann sprang ich hinterher. Kopf voran, die Stiefel flatterten, das Pferd wieherte neben mir wie ein Komet.

Wir rasten runter, durch Sterne, durch Wolken, die Augen tränten, der Arsch brannte, und schließlich – *BAMM!* – krachte ich direkt vor der Schenke in den

Hof. Staub, Funken, Rauch, ich stand auf, klopfte mir die Hosen ab und schrie: „Bin gefallen, weil der Himmel nix mehr zu saufen hatte!“

Die Tür ging auf, Gesichter guckten raus. „Baron, du siehst aus, als wärst du vom Mond gefallen.“

Ich grinste. „Bin ich auch. Aber eure verdammte Stube war schon voll, also musste ich durchs Dach rein.“

Und das tat ich. Ich trat die Tür nicht ein. Nein, ich sprang durchs Dach. Stroh und Balken flogen, Krüge kippten, Frauen kreischten, Männer lachten. Ich stand mitten in der Schenke, roch nach Rauch und Sternenstaub, und rief: „Schenkt ein, ihr Hunde! Der Mond hat nix, aber ihr habt alles!“

Und sie schenkten. Natürlich. Denn wer will nicht mit einem trinken, der gerade vom Mond gefallen ist?

Die Balken hingen noch schief, das Dach tropfte Staub, und die Leute starrten mich an wie ein Wunder oder einen Irren – was ja im Grunde das Gleiche ist. Ich klopfte mir den Dreck von der Jacke, schnappte mir den ersten Krug und hob ihn hoch:

„Hört zu, ihr Landratten! Ich bin soeben vom Mond gefallen, und das nur, weil bei euch noch Licht brannte und der Mond kein Bier hatte! Wenn ich schon verdursten soll, dann lieber in eurer Gesellschaft.“

Gelächter, Johlen, ein paar „Prost!“-Rufe. Ich nahm einen langen Zug, ließ den Schaum über die Lippen laufen und grinste. „Da oben ist nix. Keine Weiber, keine Würfel, kein Wirtshaus. Nur Löcher. Und die Löcher sind so groß, dass ihr euren Kopf reinstecken könntet und trotzdem noch Platz für eure beschissenen Sorgen hättet.“

Einer rief: „Was hast du da gegessen, Baron?“

Ich schlug auf den Tisch. „Gegessen? Ich hab an Sternen geknabbert, mein Freund! Hart wie Granit, aber mit einem Nachgeschmack von Pfeffer und Verzweiflung. Und getrunken hab ich meinen eigenen Schweiß. Hat nicht geschmeckt, aber er war warm.“

Das Wirtshaus explodierte vor Lachen.

Eine alte Frau mit mehr Falten als der Mond selbst fauchte: „Hör auf, Junge, du lügst!“

Ich beugte mich runter, starrte sie an, und sagte: „Natürlich lüge ich, Alte. Aber wenn ich nicht lüge, stirbst du morgen an der Wahrheit.“

Sie verstummte. Das ganze Haus lachte noch lauter.

Einer sprang auf und schrie: „Erzähl, Baron, wie bist du zurückgekommen?“
Ich stellte mich breitbeinig hin, trommelte mir auf die Brust und brüllte: „Ich hab die Erde gesehen, eure Schenke leuchten wie eine Laterne, und ich bin gesprungen! Durch den Himmel, durch die Wolken, direkt hierher. Nur knapp vorbei an der Sonne, und die hat mir den Arsch verbrannt – riecht ihr’s nicht?“

Und sie rochen. Natürlich nicht den Mond, sondern nur meinen Schweiß und den Staub. Aber sie schworen, es sei Sonnenfeuer.

So macht man’s: Du kommst triefend vom Dach gefallen, und zehn Minuten später trinken sie mit dir, als wärst du der erste Mann im All gewesen.

Die Schenke kochte, die Leute gröhlten, und ich wusste: Jetzt ist die Zeit, die Geschichte so aufzublasen, dass selbst die Sterne rot anlaufen. Also stellte ich den Krug hin, breitete die Arme aus und sagte:

„Ihr glaubt, ich wär oben allein gewesen? Falsch. Ich hab die erste verdammte Kneipe auf dem Mond eröffnet.“

Stille. Alle Köpfe drehten sich zu mir, Augen groß wie Radschilde. Dann das erste Johlen. „Eine Kneipe? Auf’m Mond?“

Ich nickte. „Jawohl. Ich hab die Krater ausgegraben, bis ein Keller draus wurde. Ich hab Sternenstaub zusammengekehrt, draus Brot gebacken, und für die Getränke – na, ich hab den Tau von den Sternen geschabt. Süßer als euer Bier, härter als euer Schnaps.“

Das Wirtshaus tobte. Einer brüllte: „Und die Gäste, Baron? Gab’s Gäste?“

Ich lachte, schüttete mir den Rest ins Gesicht, und schrie: „Natürlich! Die Sterne selbst! Kleine glühende Mistkerle, sie schwebten rein, brannten mir die Decke an, aber sie tranken, als wären sie meine besten Freunde. Einer von ihnen hat gesungen, ein Lied so schräg, dass der Mond selbst wackelte. Und ich hab mitgesungen, bis meine Kehle Feuer spie.“

Die Leute klatschten, trampelten, einige sprangen sogar auf die Tische, als wollten sie direkt zum Mond hoch.

Ein alter Kerl brüllte: „Warum bist du dann zurückgekommen, Baron, wenn’s da oben so herrlich war?“

Ich lehnte mich vor, hob den Finger und knurrte: „Weil selbst der Mond irgendwann voll war. Die Schenke dort oben platzte aus allen Kratern. Und ich

dachte mir: Wenn ich schon irgendwo betrunken rausgeschmissen werde, dann wenigstens hier unten, bei euch Idioten.“

Gelächter, Johlen, Krüge hoch, Bier über die Bärte. Die Wahrheit? Scheiß drauf. Ich hatte den Mond runtergeholt in ihre Gläser, und jetzt schmeckte jeder Schluck wie Sternenfeuer.

Es dauerte nicht lange, da fing die Menge an, die Grenzen zu verlieren. So ist das immer: Erst lachen sie über den Baron, dann lachen sie mit ihm, und am Ende schwören sie Stein und Bein, sie hätten alles selbst erlebt.

Ein Bauer mit einem roten Gesicht wie eine Tomate brüllte: „Baron, jetzt wo du’s sagst – ich war auch da oben! Ich hab neben dir gesessen, auf dem Krater, und wir haben zusammen Sterne gegrillt!“

Die Leute lachten, aber ich nickte ernst, als wär er mein Bruder im All. „Richtig, du Schweinehund. Du warst dabei. Du hast den ersten Sternenspieß auf den Rost gelegt. Hat gestunken wie die Hölle, aber wir haben ihn gefressen.“

Ein anderer, schmal, mit Zähnen wie ein abgenutzter Rechen, sprang auf den Tisch: „Baron, ich erinnere mich! Wir haben mit den Sternen Karten gespielt. Sie haben betrogen, die Bastarde, aber du hast sie verprügelt, bis sie Funken spien!“

Ich klatschte ihm auf die Schulter, dass er fast vom Tisch fiel. „Richtig! Du hast die Asse gezählt, ich hab die Sterne gezählt, und wir beide haben gewonnen.“

Und so wurde es immer irrer. Plötzlich waren zwanzig Männer mit mir auf dem Mond gewesen, alle schworen’s, alle brüllten’s, jeder schmückte die Geschichte weiter aus. Einer behauptete, er hätte den Mondwein probiert – „so süß, dass ich drei Tage blind war, aber die Weiber fanden mich trotzdem!“ – und die Menge brüllte vor Lachen.

Seht ihr, genau das ist das Geile: Eine Lüge ist wie ein leerer Krug – wenn du ihn nur lang genug rumreichst, füllt ihn jeder mit seiner eigenen Scheiße. Und plötzlich hast du einen Ozean, in dem alle ertrinken wollen.

Am Ende standen wir da, zwanzig Kerle, besoffen, gröhlend, alle überzeugt, sie wären mit mir vom Mond gefallen, weil die Wirtsstube dort oben schon voll war.

Und wisst ihr was? Scheiß drauf, ob’s wahr war. Für diesen Moment war es wahrer als alles, was draußen in den Feldern wartete.

Die Menge tobte, jeder zweite schon mehr am Boden als auf den Beinen, und ich wusste: Jetzt ist der Moment, um die Krone aufzusetzen. Ich hob meinen Krug, schwankte, grinste und brüllte:

„Ihr glaubt, ihr hättet hier starkes Bier? Hört zu! Ich hab Mondwein getrunken – dicker als Blut, süßer als Sünde, so stark, dass er mir die Eingeweide einmal durch den Hals gedreht hat. Aber wisst ihr was?“

Stille. Alle schauten mich an wie Jünger, die auf den letzten Satz ihres Propheten warten. Ich grinste noch breiter.

„Euer Bier hier unten hat mehr Wucht als jeder Tropfen vom Mond! Da oben wirst du nur blind. Hier unten wirst du unsterblich!“

Die Schenke explodierte. Krüge flogen, Bier schwappte über, ein Kerl schlug so hart auf den Tisch, dass der halbe Schankraum bebte. Einer kippte rückwärts vom Stuhl und schrie: „Prost auf die Erde, die bessere Kneipe!“

Ich lachte, trank, wischte mir den Schaum vom Bart und legte nach: „Der Mondwein macht dich leicht, lässt dich schweben, macht dich glauben, du wärst ein Gott. Aber euer Bier hier – das macht dich schwer, das macht dich echt. Es lässt dich kotzen, es lässt dich brüllen, es lässt dich kämpfen und ficken und weitertrinken, bis du umfällst. Das ist das wahre Leben! Kein Stern kann das schlagen.“

Da heulten sie, lachten, schrien. Manche standen auf den Tischen und riefen: „Runter mit dem Mond! Hoch mit der Schenke!“ Andere hielten sich an den Wänden fest, weil der Boden schwankte wie ein Schiff im Sturm.

Und ich? Ich stand da wie ein König, der gerade die Erde selbst zur Göttin erklärt hat. Ich wusste: Ich hätte ihnen erzählen können, dass ich den Mond geschwängert und Sterne als Bastarde zurückgelassen habe – sie hätten's gefressen. Aber manchmal reicht es, die Wahrheit so zu verdrehen, dass sie süßer schmeckt als jede Lüge.

Ich hob den Krug noch einmal und schrie: „Der Mond ist leer, aber hier unten seid ihr voll. Prost, ihr Säue!“

Und sie prosteten, schrien, lachten – bis keiner mehr wusste, ob wir in der Schenke standen oder schon wieder alle gemeinsam im All schwebten.

Es war, als hätte einer uns die ganze Milchstraße in die Krüge gekippt. Der Dampf vom Bier hing so dick in der Luft, dass man fast Sterne darin sehen konnte. Und dann passierte es: Der Erste kletterte wirklich aufs Dach.

Ein magerer Kerl, das Hemd voller Flecken, die Augen glasig wie zwei erloschene Laternen, zog sich am Balken hoch, stolperte über die Köpfe der anderen und brüllte: „Ich komm mit, Baron! Zurück auf den Mond!“ Die Menge raste. „Ja! Hoch! Hoch!“ schrien sie, und schon kletterten zwei weitere Idioten hinterher, kippten Krüge um, rissen sich die Stiefel aus, als würden sie gleich abheben.

Ich stand da, sah das Chaos, und lachte so hart, dass mir fast die Lunge platzte. „Ihr Schweinehunde! Ihr könnt nicht mal gerade pissen, und ihr wollt zum Mond?“

Aber das hielt sie nicht ab. Einer stand tatsächlich auf dem Dachfirst, die Arme weit ausgebreitet, schrie: „Seht her! Ich springe und fliege!“ – und knallte dann kopfüber in den Misthaufen vorm Haus.

Stille für einen Moment. Dann brach das Gelächter los, so laut, dass die Hühner im Hof hysterisch gackerten. Der Mann rappelte sich auf, der Kopf voller Stroh und Scheiße, und brüllte: „Mondstaub! Ich hab den Mondstaub berührt!“ Und die Leute fraßen’s. Sie glaubten’s wirklich.

So ist das: Gib ihnen genug Bier und eine Geschichte, und schon klettern sie dir das Dach hoch, als wär’s eine Leiter ins All. Ich hob meinen Krug, grinste breit und schrie: „Na los, ihr Helden! Klettert, springt, fliegt! Aber denkt dran: Wer den Mondwein probiert, muss auch den Misthaufen trinken!“

Die Schenke bebte, als ob sie gleich wirklich abheben würde. Einer heulte, einer sang, einer kotzte in die Ecke. Und ich stand mittendrin, wusste: Ich brauchte nicht mal mehr lügen. Sie logen jetzt für mich, besser, lauter, schöner, als ich’s je gekonnt hätte.

Und genau da wurde mir klar: Der Mond ist nicht da oben. Der Mond ist hier, im Suff, im Rauch, im Lachen, im Dreck. Und verdammt nochmal, ich war sein erster Wirt.

Die Nacht war längst gekippt. Da waren keine Bauern mehr, keine Weiber, keine armen Hunde mit müden Gesichtern – nein, da waren Astronauten, Raumfahrer, Helden des Drecks. Jeder taumelte wie schwerelos, jeder Griff nach dem Krug war eine Umlaufbahn, jeder Schluck ein verdammt Raketentart.

Einer lag auf dem Boden, ruderte mit den Armen und schrie: „Ich schwebe! Ich schwebe!“

Ein anderer stand auf einem Tisch, wankte, fiel fast, brüllte aber: „Seht her, ich bin ein Stern! Ich leuchte!“ – und pinkelte dabei strahlend in einen leeren Krug. Die Leute lachten, heulten, gröhlten, als hätte er gerade ein Wunder vollbracht.

Ich stand in der Mitte, breitbeinig, grinste, und rief: „Ihr glaubt, ich bin vom Mond gefallen? Nein! Der Mond ist hierher gefallen, mitten in eure verdammte Schenke!“

Sie schrien, sie tobten, sie hoben die Krüge, und plötzlich war alles eins: der Boden klebrig wie Kraterstaub, der Rauch schwer wie kosmische Wolken, das Lachen lauter als jeder Donner.

Ich hob den Krug, schüttete mir den Rest über den Kopf, und schrie: „Seht euch um, ihr Schweine! Die Erde, der Mond, die Sterne – das ist alles nur eine riesige Kneipe, und wir sind ihre einzigen Gäste! Wir saufen, wir lügen, wir kotzen – und solange wir das tun, dreht sich der Himmel weiter!“

Die Menge brüllte, trampelte, einer schlug eine Trommel aus einem Fass, andere kreisten torkelnd umeinander wie Planeten, die kurz vorm Zusammenstoß sind. Ein Weib fiel mir um den Hals und hauchte: „Baron, wenn du wirklich vom Mond gekommen bist, dann nimm mich mit zurück.“

Ich lachte, roch ihren Atem nach Schnaps und Schweiß, und knurrte: „Liebling, der Mond ist schon hier. Wir schlafen drauf, wir kotzen drauf, wir lieben drauf.“

Und in dem Moment glaubte sie's. Glaubten sie's alle.

Der Mond war nicht mehr oben. Der Mond war ein Zustand. Und wir waren alle seine verdammten Kinder.

Der Himmel draußen wurde grau, als die letzten Lichter in der Schenke erloschen. Kein Lied mehr, kein Johlen, kein Gelächter – nur das leise Röcheln der Besiegten. Sie lagen überall: auf den Tischen, unter den Tischen, im Misthaufen vor der Tür. Männer, Frauen, Hunde – alles ein einziges Trümmerfeld.

Es sah aus, als hätte ein Meteorit eingeschlagen und die Schenke gleich mit in die Hölle gerissen.

Einer schnarchte so laut, dass die Balken bebten. Ein anderer hatte den Kopf in einen Krug gesteckt und röchelte Blasen wie ein sterbender Fisch. Die Frau, die mich hatte mitnehmen wollen, lag quer über zwei Stühle und murmelte im Schlaf: „Baron... mehr Wein... mehr Sterne...“

Ich stand noch. Wacklig, die Beine schwer wie Blei, aber ich stand. Das Pferd draußen wieherte leise, als wollte es sagen: „Genug, du Narr. Zeit, den nächsten Ort kaputtzumachen.“

Ich trat über die Leiber hinweg, durch Bier, Kotze und Asche, trat vor die Tür. Der Morgen war kühl, der Himmel hellte sich auf, und ich sah die Sonne langsam über die Felder kriechen.

Ich lachte, hustete, spuckte in den Staub und murmelte: „Die Wirtsstube war voll. Also bin ich vom Mond gefallen. Scheiß drauf.“

Ich schwang mich aufs Pferd, noch immer stinkend nach Rauch und Sternen, und ritt los. Hinter mir lag eine Schenke, die aussah wie ein Schlachtfeld. Vor mir lag die nächste, bereit, dasselbe Schicksal zu erleiden.

Und so reitet man weiter: vom Mond, vom Misthaufen, aus jeder Geschichte, immer mit der nächsten Lüge im Gepäck.

Denn wenn die Stuben voll sind, musst du einfach durchs Dach kommen.

Das ist das Gesetz.

Das ist mein Gesetz.

Die Kanonenkugel als Reittier

Hört zu, ihr armseligen Kneipenhocker, ihr glaubt immer, das wildeste Pferd sei das größte Abenteuer. Vergesst die Gäule. Vergesst die störrischen Viecher, die euch mehr treten als tragen. Das wahre Reittier knallt, zischt, schreit, und wenn du Pech hast, zerreißt es dich in der Luft wie altes Packpapier. Ich rede von der Kanonenkugel.

Ja, ihr habt richtig gehört. Ich hab's getan. Ich bin aufgestiegen wie ein verdammter Engel mit einem Arsch aus Eisen, und meine Flügel waren nichts als Rauch und Schwarzpulver.

Es fing, wie so oft, in einer Schenke an. Ein paar Soldaten hockten da, Gesichter rot vom Schnaps, Zungen locker wie alte Stricke. Sie erzählten von der großen Schlacht, von Pulverfässern und Kanonen, die ganze Burgen wegblasen. Ich hörte zu, grinste und dachte: Burgen sind gut, aber was ist mit mir? Wenn so eine Kugel eine Mauer zerschmettern kann, dann trägt sie auch meinen verdammten Hintern.

Also sagte ich's, mitten ins Gelächter hinein: „Ich reite die nächste Kanonenkugel, die ihr ladet.“

Stille. Die Soldaten glotzten, als hätte ich ihnen in die Suppe geschissen. Dann brach das Gelächter los.

„Baron, du bist verrückt.“

„Baron, du bist betrunken.“

Und ich grinste: „Beides. Und genau das macht mich schneller als jede Kugel.“

Sie dachten, ich bluffe. Ich bluffe nie – außer immer.

Am nächsten Morgen standen wir draußen, Nebel über dem Feld, Kanonen groß wie Scheunentore. Die Kerle hatten noch Bier im Kopf, aber genug Restverstand, um mich für tot zu erklären, bevor ich überhaupt den Fuß in die Steigbügel gesetzt hatte – nur waren es diesmal keine Steigbügel, sondern das kalte Eisen einer Kugel, die nach Blut roch, noch bevor sie abgefeuert war.

Ich schwang mich drauf, ritt die Kugel wie einen verdammten Stier. Die Soldaten schrien, fluchten, beteten. Einer übergab sich in den Dreck, bevor die Lunte brannte. Ich lachte, breit, voller Zähne, die Luft kalt, die Kehle heiß.

„Feuer!“ brüllte ich.

Und dann ging's los.

Die Lunte zischte, ein kurzer Funkenregen, und dann – **BAMM!**

Die Kanone brüllte wie ein wütender Gott, der das Maul aufreißt, um die Welt zu verschlucken. Die Erde bebte, die Soldaten duckten sich, und ich flog.

Kein Pferd, kein Wagen, keine Frau hat mich je so hart geschleudert. Mein Arsch klebte am kalten Eisen, die Finger klammerten sich fest wie an den Schenkeln einer Geliebten, die man nie wieder loslassen will. Der Himmel zerriss. Rauch, Funken, Schwefelgeruch in der Nase – und ich lachte. Ich lachte wie ein Wahnsinniger, weil es kein Zurück gab.

Der Wind peitschte mir ins Gesicht, die Augen tränten, der Bart flatterte wie ein Fahnenmast im Sturm. Ich sah die Erde unter mir, die Wälder, die Dörfer, winzig wie Spielzeug. Und ich dachte: „Baron, wenn du jetzt runterfällst, dann wenigstens so, dass sie noch hundert Jahre von deinem Einschlag reden.“

Und das Geräusch – Heilige Scheiße. Die Kugel heulte, pfiff, kreischte, und dazu mein Herz, das schlug wie eine zweite Kanone in meiner Brust. Jeder Atemzug war Schwarzpulver, jeder Gedanke ein Splitter.

Und trotzdem war's schöner, als nüchtern zu sein.

Da saß ich also, auf einem Stück Eisen, das schneller flog als jeder Gedanke, und ich schwöre euch: In so einem Moment fängt man an, das ganze verdammte Leben auseinanderzunehmen.

Ich dachte an die Kneipen, an den Geruch von Bier, an den Geschmack von billigem Wein auf einer fremden Zunge. Ich dachte an die Nächte, in denen ich schwor, morgen aufzuhören, nur um am nächsten Tag doppelt so tief im Glas zu versinken. Ich dachte an die Lügen – meine besten Freunde. Denn ohne sie wäre ich nichts. Nur ein stinkender, halbgesoffener Soldat im Dreck.

Aber mit den Lügen? Mit den Lügen fliegst du auf Kanonenkugeln. Mit den Lügen bist du unsterblich.

Der Wind riss mir die Worte aus dem Mund, aber ich schrie trotzdem: „Hört ihr’s, ihr Bastarde da unten? Ich reite den Tod! Und er trägt mich wie einen König!“

Die Kugel zischte, der Himmel heulte, und ich wusste: Wenn ich gleich in tausend Stücke zerspringe, dann wenigstens so, dass die Leute sagen: „Der Baron? Der war so verrückt, der hat den Tod geritten.“

Und ich lachte. Lachte, bis mir der Schädel fast platzte, bis mir Tränen über die Wangen liefen, gemischt mit Ruß und Asche.

Es war Wahnsinn. Es war Freiheit. Es war das einzige Mal, dass ich mich wirklich lebendig fühlte.

Die Kugel raste weiter, und ich schwöre euch, jeder Schlag meines Herzens fühlte sich an, als wollte er mich vom Eisen sprengen. Meine Finger waren taub, meine Beine taub, mein ganzer verdammter Körper nur noch eine Flagge im Wind, die jeden Moment abreißen konnte.

Einmal rutschte ich fast ab. Mein Arsch glitt auf dem runden Eisen, und ich hing da, nur noch mit zwei Fingern krampfhaft am Rand. Unten die Welt, klein und gleichgültig, oben der Himmel, kalt wie ein Grab. Ich hätte schreien können, aber ich biss die Zähne zusammen und dachte: „Wenn du jetzt runterfliegst, Baron, dann bist du nur ein Fleck im Acker. Wenn du bleibst, bist du eine Legende.“

Also hielt ich mich fest. Nicht mit Muskeln, nicht mit Verstand – mit purem Trotz. Mit dem selben starrsinnigen Wahnsinn, mit dem ich jede Schenke betrete, jede Lüge raushaue, jede Frau küsse, die besser wissen sollte.

Und mitten in der Todesangst fing ich an zu lachen. Nicht, weil's witzig war – sondern weil ich mir ausmalte, wie ich das in der nächsten Kneipe erzähle. „Ja, Freunde,“ würde ich sagen, „da hing ich, zwei Finger am Rand, der Tod unter mir, das Leben über mir – und ich hab dem Tod ins Maul gespuckt, bevor ich weitergeritten bin.“

Die Kugel heulte, der Wind schlug, und ich schwor mir: Selbst wenn ich gleich zerschelle, die Geschichte überlebt. Und das war genug.

Irgendwann wurde der Himmel leer. Nur ich, die Kugel, der Wind. Und dann kamen die Wolken. Große, fette, weiße Viecher, die da hingen wie betrunkene Engel, die vergessen hatten, nach Hause zu gehen.

Ich ritt mittenrein, und der Nebel klatschte mir ins Gesicht, kalt und nass, wie eine Schankmaid, die dir das Bier über die Rübe kippt, weil du schon wieder deine Finger da hattest, wo sie nicht hingehören.

Ich brüllte: „Na, ihr feuchten Bastarde! Seid ihr nur Deko, oder habt ihr auch Schnaps im Bauch?“

Die Wolken grollten, Donner rollte wie ein mürrischer Wirt, der die Rechnung bringt. Ich lachte: „Schon klar, Donnerwein habt ihr also. Aber ich trinke trotzdem schneller, ihr Schweine!“

Und dann die Vögel. Ein Schwarm Gänse zog vorbei, schnatternd, mit Gesichtern so dämlich, dass ich fast Mitleid hatte. „Na, ihr Mistflieger,“ schrie ich, „hättet ihr nicht Lust, euch mir anzuschließen? Wir könnten zusammen eine Kneipe im Himmel aufmachen!“

Die Gänse schnatterten wilder, flatterten davon, als hätten sie den Teufel selbst gesehen.

Ich grinste, spuckte dem Wind ins Gesicht und dachte: Ja, verdammt. Selbst hier oben, auf einer Kugel aus Eisen, zwischen Wolken und Vögeln – ich bin immer noch in einer Schenke. Die Gäste wechseln, aber die Gesellschaft bleibt dieselbe: ein Haufen Idioten, die sich gegenseitig Geschichten erzählen.

Und der Baron? Ich war der Erzähler. Ich war immer der Erzähler. Selbst wenn der Tisch eine verdamnte Kanonenkugel war.

Irgendwann, nach all dem Donner, Rauch und Gekreische, merkte ich's: Die Kugel wurde langsamer. Kein Zischen mehr wie ein wildes Schwein, sondern nur noch ein tiefes, müdes Röcheln.

Und ich dachte: „Scheiße. Jetzt wird's ernst.“

Denn wisst ihr, solange dich das Ding wie der Teufel durch den Himmel prügelt, denkst du nicht nach. Du schreist, du lachst, du klammerst dich fest. Aber wenn es langsamer wird – wenn du die Stille hörst – dann fangen die Gedanken an zu kriechen.

Ich spürte, wie mein Arsch auf dem Eisen immer wärmer wurde, wie die Kugel anfang zu zittern, als wär sie selbst betrunken. Und ich wusste: Gleich kommt der Absturz.

Ich sah runter. Wälder, Dörfer, Felder – alles näher, alles schärfer. Kein Traum mehr, keine Legende. Nur Erde. Harte, dreckige Erde.

Und da packte mich die nackte Angst. Kurz. Ganz kurz. So ein kleiner, fieser Stich im Magen, wie der erste Schluck schlechten Weins.

Aber ich ließ es nicht zu. Ich grinste, knurrte und sagte laut: „Baron, hör auf, du bist kein Opfer. Du bist der Typ, der Geschichten schreibt, nicht die Fußnote.“

Also tat ich, was jeder anständige Idiot tun würde: Ich kramte im Mantel nach der Flasche, die ich mir am Morgen geklaut hatte. Ein Rest billiger Branntwein. Ich schraubte sie auf, während ich auf der Kugel ritt, nahm einen Schluck, der mir die Zunge verätzte, und brüllte: „Wenn ich schon runterfalle, dann nicht nüchtern!“

Und ich schwöre euch – der Branntwein brannte mehr als der ganze Flug.

Und dann ging's runter.

Kein Glanz, keine Romantik, keine heroische Scheiße. Runter wie ein Stein, runter wie ein Besoffener, der die Treppe verfehlt.

Der Wind riss mir den Atem aus den Lungen, und die Erde kam hoch wie eine betrunkene Schlägerei, die du nicht vermeiden kannst.

Ich sah die Bäume, die Dächer, die Felder – alles raste auf mich zu. Und ich dachte: „Das war's, Baron. Gleich bist du bloß ein Loch im Acker, und die Schweine pissen über dein Grab.“

Aber wisst ihr was? Ich kramte trotzdem die Flasche raus. Noch ein Rest Branntwein, warm vom Flug, schal wie der letzte Tropfen Bier nach einer dreitägigen Sauftour. Ich riss sie auf, kippte sie in mich rein, und es brannte so hart, dass mir Tränen kamen.

Und ich lachte. Ich lachte, während die Welt auf mich zukrachte.

„Na los, du Hure von einer Erde! Komm schon! Mach mich platt! Aber ich geh nicht nüchtern!“

Der Boden schrie, die Kugel zischte, mein Schädel dröhnte. Alles vibrierte. Und für einen Moment – nur einen verdammten, heiligen Moment – fühlte ich mich wie der König aller Idioten.

Keiner hat so dämlich gelebt wie ich. Keiner ist so besoffen geflogen. Keiner wird so runterkommen.

Und genau das reicht.

Der Aufprall kam wie ein Faustschlag von Gott persönlich.

Ein Schlag, der mir die Knochen durch die Haut treiben wollte, der mir den Schädel spalten wollte, der mir die Seele aus dem Arsch ziehen wollte.

Die Kugel bohrte sich in die Erde, fauchte, krachte, riss eine Furche in den Acker, als würde der Teufel selbst Pflügen gehen.

Ich flog nach vorne, überschlug mich, knallte gegen den Boden, einmal, zweimal, dreimal. Jeder Aufschlag ein Trommelwirbel auf meinen Rippen. Staub, Dreck, Blut – alles in meinem Maul. Ich schmeckte Erde, Schießpulver und den Rest Branntwein, der mir hochkam.

Und dann – Stille.

Ich lag da, irgendwo in einem Loch, halb begraben, halb tot. Die Vögel kreisten über mir, die Bäume beugten sich, als wollten sie flüstern: „Der Idiot hat’s tatsächlich getan.“

Und wisst ihr was? Ich lachte.

Ein trockenes, heiseres, krankes Lachen, das mir die Kehle zerriss.

Ich rollte mich zur Seite, zog mich hoch, wankte, spuckte Blut und Dreck, und stand. Stand!

Die Soldaten, die die Kugel abgefeuert hatten, rannten heran, das Maul offen, die Augen weit. Einer kreischte: „Er lebt! Beim heiligen Donner, er lebt!“

Ich stand da, blutverschmiert, schwankend, und grinste. „Natürlich lebe ich, ihr Schweine. Ich bin der Baron. Ich reite Kugeln, und Kugeln reiten mich nicht.“

Und dann fiel ich fast wieder um, weil mir das Blut aus der Stirn in die Augen lief. Aber ich hielt mich, lachte noch einmal, lauter, dreckiger.

„Schreibt’s euch hinter die Ohren, ihr Bastarde: Ich habe den Himmel geritten und bin auf den Beinen gelandet.“

Und sie glaubten es. Natürlich glaubten sie es.

Also stapfte ich los. Jeder Schritt knirschte wie ein Knochenbruch, mein Schädel pochte schlimmer als jede Trommel im Krieg. Das Blut trocknete mir im Gesicht, der Dreck klebte an mir wie ein zweites Fell. Ich war ein Wrack, aber ein verdammtes Wrack, das laufen konnte.

Und da war sie: die Schenke.

Ein schiefes Haus am Rand des Dorfes, Fenster voller Rauch, Stimmen voller Bier. Ich stieß die Tür auf – und die Gespräche verstummten.

Da stand ich, blutend, stinkend, mit zerfetzten Klamotten, als wäre ich gerade aus der Hölle gekrochen. Und vielleicht war ich das auch.

Ich grinste, breit, mit blutigen Zähnen, und sagte: „Guten Abend. Ich bin gerade von einer Kanonenkugel abgestiegen. Wo ist mein Bier?“

Stille. Ein paar Münder offen, Augen groß. Dann brach das Gelächter los. Keiner wusste, ob ich log oder die Wahrheit brüllte. Aber das war scheißegal. Sie glaubten es, weil sie es glauben wollten.

Der Wirt stellte mir den größten Krug hin, den er finden konnte. Ich nahm ihn, hob ihn hoch und schrie: „Auf den Himmel, der mich geritten hat, und auf die Erde, die mich gefressen hätte – wenn ich nicht schneller gewesen wäre!“

Und sie brüllten. Sie prosteten.

Und aus meinem Sturz, aus meinem fast sicheren Tod, machte ich eine Legende, die noch lauter war als der Schuss selbst.

Denn so funktioniert's, ihr Hunde:

Es geht nicht darum, was wirklich passiert.

Es geht darum, wer am Ende mit dem Krug in der Hand davon erzählt.

Der Krug war leer, der zweite auch, der dritte halbvoll – und die Schenke brodelte, als hätte ich die Kanonenkugel direkt durch die Decke gejagt. Jeder wollte's hören, jeder wollte's glauben, und jeder wollte einen Schluck von der Legende.

Ich stand auf, schwankend, das Bier im Bauch, das Blut noch immer im Gesicht, und hob den vierten Krug. „Hört zu, ihr Bastarde,“ sagte ich, „ich bin durch den Himmel geflogen. Ich hab die Wolken gefressen, die Gänse verjagt, den Tod am Arsch gepackt. Und wisst ihr, was ich gelernt habe?“

Stille. Alle glotzten, selbst der Wirt hielt inne.

Ich grinste, spürte, wie mir das Bier die Zunge löste, und brüllte:

„Der Himmel ist nichts weiter als eine riesige Kneipe! Voll Rauch, voller Lärm, voller Idioten, die nicht wissen, wann Schluss ist. Und wisst ihr was? Ich bin ihr Stammgast! Ich sitze ganz vorne, direkt am Tresen, und der Barman heißt Gott – und er hat genauso beschissenen Wein wie ihr!“

Die Leute explodierten vor Lachen, vor Johlen, vor Prost-Rufen. Krüge flogen, Bier floss, einer stürzte vom Hocker, aber niemand hörte auf zu lachen.

Und ich? Ich trank. Ich trank, bis der Himmel und die Erde sich mischten, bis das Bier wie Schwarzpulver in meinen Adern zischte, bis ich wusste:
Die Kugel war nur der Anfang.
Das Ende ist immer im Glas.

Ein Hirsch mit Kirschbaum im Schädel

Ich schwöre euch, ich hab viel Scheiße gesehen – Männer, die sich die Gedärme in die Stiefel stopften, Frauen, die mit Messern zwischen den Zähnen tanzten, sogar einen Priester, der sonntags die Messe las und montags im Bordell den Messwein verschüttete. Aber der Hirsch? Der Hirsch war die Krönung.

Es war früh am Morgen, oder spät in der Nacht – wer weiß das schon. Der Kopf schwer, der Bauch leer, die Kehle trocken wie ein alter Acker. Ich stolperte durch den Wald, weil die Schenke endlich dichtgemacht hatte, und ich suchte einen Platz, um zu kotzen oder zu schlafen, je nachdem, was zuerst kam.

Da hörte ich's. Ein Knacken, ein Röhren, schwer und tief, wie das Röhren eines verdamnten Königs. Ich dachte, es wär der Wald selbst, der sich über mich lustig machte. Aber dann trat er raus: ein Hirsch, groß wie ein verdamntes Pferd, die Augen rot, das Geweih so mächtig, dass du hättest meinen können, er hätte den Himmel selbst aufgehakt.

Und in diesem Geweih – nein, ich lüge nicht, auch wenn ihr's glaubt – wuchs ein Kirschbaum. Ein echter, verfluchter Kirschbaum, voll roter Früchte, die glänzten wie frische Wunden.

Ich stand da, Maul offen, Knie weich, und dachte: „Baron, entweder du bist endlich komplett durchgedreht, oder der Wald hat dir sein eigenes Wirtshaus geschickt.“

Der Hirsch starrte mich an. Wir beide standen da, zwei Säufer, die sich im Morgengrauen begegneten.

Ich hob die Hand zum Gruß. „Schönen guten Abend, Majestät.“

Er rührte, und ich schwöre, es klang wie ein Brüllen aus einer Schenke: „Was glotzt du, du elender Penner?“

Also tat ich das Einzige, was Sinn ergab: Ich griff nach einer Kirsche.

Ich griff nach der Kirsche, riss sie vom Ast, der mitten aus dem Geweih wuchs, und steckte sie mir in den Mund. Süß, saftig, mit einem Schuss Wahnsinn drin. Ich kaute, und der Saft lief mir über die Lippen, rot wie Blut, und ich dachte: „Heilige Scheiße, das ist der beste Tropfen seit Wochen.“

Der Hirsch brüllte, stampfte mit den Hufen, dass der Boden bebte. Seine Augen loderten, als wollte er mich aufspießen.

Ich grinste ihm ins Gesicht, den Kirschsaft im Bart, und sagte: „Reg dich ab, mein Freund. Du hast genug Früchte da oben, und meine Leber braucht dringend Obst.“

Er senkte den Kopf, das Geweih wie ein verdammter Thron voller Früchte, und schnaubte.

Ich? Ich griff nach der nächsten Kirsche.

Und noch eine.

Und noch eine.

Der Hirsch machte einen Schritt auf mich zu, schwer, mächtig, jeder Schritt ein Donner. Ich machte auch einen Schritt – aber nicht zurück. Vorwärts. Mit einer Mischung aus Todessehnsucht und der Lust auf mehr Kirschen.

„Na los,“ knurrte ich, „entweder du spießt mich jetzt auf oder wir trinken zusammen. Anders geht’s nicht.“

Der Hirsch hielt inne, das Maul schnaubte, die Nüstern dampften. Dann tat er etwas, das ich nie vergessen werde: Er rüttelte das Geweih, und ein ganzer Schwall Kirschen regnete runter.

Mir in die Arme, ins Gesicht, in den Dreck.

Und ich wusste: Das war keine Drohung. Das war ein verdammter Toast.

Die Kirschen lagen um mich herum, dick und schwer, als hätte der Himmel persönlich sein Obstlager aufgemacht. Ich stopfte mir die Backen voll, der Saft klebte mir am Bart, tropfte über mein Hemd. Ich sah aus wie frisch aus einem Massaker gekrochen, aber es schmeckte göttlich.

Der Hirsch stand da, wuchtig, das Geweih im Morgenlicht, und glotzte mich an. Er hatte dieses Glimmen in den Augen – nicht Zorn, nicht Hass. Nein, das war die gleiche Leere, die ich in jedem Spiegel sehe, nachdem die letzte Flasche leer ist. Der Blick eines Trinkers, der weiß, dass er schon zu tief drin steckt, aber nicht mehr aufhören kann.

Also hob ich meinen Krug – ja, ich hatte immer noch den Rest Bier von der Nacht in der Hand – und schrie: „Auf dich, du stolzer Bastard!“
Der Hirsch stampfte mit den Hufen, als wär’s ein Prost.

Ich kippte den Rest runter, spürte, wie der Gerstensaft auf die Kirschen im Bauch traf – ein Gemisch, das selbst der Teufel in seiner Hölle nicht gebraut hätte.

Und der Hirsch? Der rüttelte noch einmal sein verdammtes Geweih.
Noch mehr Kirschen fielen.

Ich schwöre, er lachte. Nicht laut, nicht menschlich – aber dieses Röhren, dieses tiefe, vibrierende Grollen, das war Lachen.

Und da standen wir zwei: ein halb toter Baron mit Bierbart und Blutkirschen im Maul, und ein Hirsch, der seinen Schädel voller Obst wie eine Zapfanlage benutzte.

Der Wald um uns herum rauschte, schwankte, torkelte. Und ich wusste: Das hier war keine Jagd. Das war eine verdammte Schenke.
Und wir beide waren die Stammgäste.

Irgendwann war mir klar: Das konnte so nicht enden. Zwei Säufer im Wald, einer mit Hörnern voller Obst, der andere mit einer Leber, die seit Jahren am Limit läuft – das schreit nach einem Duell.

Ich wischte mir den Saft aus dem Bart, trat einen Schritt näher und fauchte: „Na los, Bambi auf Steroiden. Wir klären das. Kein Schwert, kein Gewehr – nur Kirschen. Wer zuerst kotzt, verliert.“

Der Hirsch scharrte mit den Hufen. Ein dumpfes Grollen ging durch seinen Hals, tief wie ein Trommelschlag. Und ich schwöre, er verstand mich. Er neigte den Schädel, dass die Äste knackten, und eine Handvoll Kirschen fiel direkt vor meine Stiefel. Herausforderung angenommen.

Also ging’s los.

Ich stopfte mir Kirschen ins Maul, fünf, sechs auf einmal. Süß, klebrig, ein Saftmeer. Der Hirsch rupfte mit der Zunge gleich ganze Zweige ab, schmatzte,

schnaubte, röhnte, als hätte er sein eigenes Fass gefunden.
Wir starrten uns an, während wir fraßen wie zwei Schweine, die sich um die letzte Krippe prügeln.

Der Wald wurde still. Kein Vogel, kein Rascheln. Nur das Schmatzen, das Röhren, mein Schlucken, sein Stampfen. Ein Wettkampf, härter als jede Schlacht.

Nach der dritten Handvoll Kirschen schwankte ich, der Bauch voll, die Kehle klebrig. Ich kippte den letzten Rest Schnaps aus meiner Flasche hinterher, um Platz zu schaffen, und brüllte: „Ha! Das ist Training, du Geweihträger!“

Der Hirsch schnaubte, warf den Kopf, dass die Kirschen wie Hagel auf mich niederprasselten, und kaute unbeirrt weiter.
Und ich wusste: Das ist kein Tier. Das ist ein verdammter Trinker.

Nach einer Weile war klar: Kirschen fressen allein reicht nicht. Es musste eine neue Ebene her. Ich kaute, spuckte die Kerne aus, und plötzlich machte es *klick* im Kopf.

Ich spannte die Lippen, zielte – und *pfiff*! Der Kern schoss raus wie eine Kanonenkugel in Miniatur, direkt gegen den Stamm einer nahen Birke. „Ha!“ brüllte ich, „jetzt haben wir Krieg, du Geweihkneipe!“

Der Hirsch reagierte sofort. Er schüttelte sein verdammtes Kirschbaum-Geweih, und eine ganze Ladung Früchte prasselte auf mich nieder. Dicke, rote Bomben, die mir den Hut vom Kopf rissen und mir den Schädel einweichten. Ich taumelte zurück, klebrig, aber lachte wie ein Wahnsinniger.
„Na, wenn du bombardierst, dann schieß ich zurück!“

Ich kaute, spuckte, kaute, spuckte – die Kerne flogen in Salven, wie ein Maschinengewehr aus meinem Maul. Einer traf den Hirsch mitten auf die Stirn. Er rüttelte, stampfte, röhnte, als hätte ich ihn beleidigt.

Der Wald vibrierte. Vögel flogen kreischend davon, als hätten sie Angst, mitten in diese Kneipenschlacht zu geraten.

Ich stand da, halb nackt, Hemd offen, Kirschsaft über Brust und Bauch, und spuckte Kerne, als wären es Patronen. Der Hirsch stampfte, schüttelte, regnete Kirschen wie ein verdammter Baum in Raserei.

Es war kein Duell mehr. Es war eine verdammte Schlacht. Obst gegen Knochen, Saft gegen Schweiß, Baron gegen Natur.

Und tief drin wusste ich: Das hier war größer als jede Kanonenkugel. Das war ein Krieg, den kein Mensch je gewinnen sollte.
Aber ich war auch kein Mensch. Ich war der Baron.

Es dauerte nicht lange, bis der Wald aussah, als hätte einer einen Obstmarkt gesprengt. Überall Kirschen, zerplatzt, matschig, klebrig. Die Ameisen jubelten, die Vögel schossen wie Aasgeier runter, um sich die Reste zu schnappen, während wir zwei Idioten uns weiter bekriegten.

Ich spuckte Kerne, meine Lippen wund, mein Bauch aufgebläht wie ein Weinschlauch. Der Hirsch schwankte, das Geweih hing schwer voller leergefressener Äste, seine Flanken bebten.
Wir sahen uns an – zwei Krieger, zugerichtet, verschwitzt, klebrig, völlig am Ende.

Ich stolperte vor, wollte noch eine letzte Salve abfeuern, aber mir kam nur ein jämmerliches *plopp* über die Lippen. Der Kern kullerte kraftlos auf den Boden. Ich lachte, trocken, heiser. „Scheiße... das war's wohl.“

Der Hirsch rührte noch einmal, tief, müde, fast wie ein Seufzer. Dann sackte er auf die Knie. Nicht tot, nicht besiegt – nur fertig. Genau wie ich.
Ich ließ mich in den Saft und Matsch fallen, breitete die Arme aus, als läge ich in einem Bad aus Blut und Wein. Die Welt drehte sich, und ich grinste in den Himmel.

„Unentschieden, du Bastard,“ murmelte ich, „Unentschieden.“

Und während die Sonne durch die Bäume stach, roch der Wald nach Alkohol, Blut und Obst. Es war, als hätte die Natur selbst eine Kneipe eröffnet – und wir zwei waren ihre ersten Opfer.

Ich lag da, klatschnass vor Kirschsaft, die Fliegen schon im Anflug, die Sonne hämmerte mir auf den Schädel. Mein Bauch war voll wie ein Fass, mein Kopf leer wie ein Kirschkern.

Neben mir der Hirsch, der Bastard, schwer atmend, Dampf aus den Nüstern, das Geweih voll roter Reste wie ein schlecht dekorierter Kronleuchter.

Ich drehte den Kopf, sah ihm in die Augen. Da war kein Hass mehr, keine Drohung – nur dieses müde, glasige Funkeln. Das gleiche, das ich im Spiegel sehe, wenn ich nach einer Sauftour aufwache: der Blick von jemandem, der weiß, dass er's übertrieben hat, aber trotzdem wieder anfangen würde, sobald er stehen kann.

„Na, Freund?“ murmelte ich, „Wir haben uns gegenseitig fast umgebracht... nur um zu saufen. Klingt wie eine verdammte Freundschaft, findest du nicht?“

Der Hirsch rührte leise, fast ein Grummeln, als Antwort. Ich lachte, hustete, spuckte ein paar Kerne, die mir noch im Hals steckten, und drehte mich auf die Seite.

Ich lehnte mich halb an seinen warmen Leib, so wie man sich im Wirtshaus an den Nebenmann lehnt, wenn die Bank zu eng ist.

Und so lagen wir da. Ein Baron, der nicht mehr wusste, wie viele Flaschen er im Leben geleert hatte. Und ein Hirsch mit einem Kirschbaum im Schädel, der genauso am Arsch war wie ich.

Zwei Krieger, zwei Idioten, zwei Saufrumpene. Der Wald um uns schwieg. Die Sonne flackerte durch die Blätter. Und wir pennten ein, als hätten wir gerade die Welt gerettet – dabei hatten wir nur Obst gefressen, bis uns schlecht wurde.

Ich wachte irgendwann auf, klebrig, stinkend, mit einer Zunge im Maul, die sich anfühlte wie ein alter Lederlappen. Mein Schädel hämmerte, mein Bauch war eine tickende Zeitbombe, und meine Kleidung war so mit Saft und Dreck durchtränkt, dass ich aussah wie ein wandelnder Komposthaufen.

Neben mir der Hirsch. Er stand schon, wackelig, das Geweih voller zerpfückter Zweige, die Augen matt. Er sah aus wie ein Kerl nach drei Tagen Kneipenschlägerei – geschunden, aber lebendig. Wir sahen uns an, und für einen Moment war da so eine Art Respekt. Kein Heldentum, keine Romantik, nur zwei Idioten, die wussten: Wir haben's überlebt, obwohl wir's nicht hätten sollen.

Ich erhob mich, stolperte, wischte mir den Saft aus dem Gesicht, spuckte Blut und Kerne. „War nett, Bastard,“ sagte ich heiser, „aber ich glaub, wir saufen besser nicht mehr zusammen. Wir bringen uns sonst noch wirklich um.“

Der Hirsch rührte leise, drehte sich um und verschwand im Wald. Kein Theater, kein Abschied, kein Märchen. Einfach weg. Und ich blieb zurück, klebrig, stinkend, mit einer Geschichte im Bauch, die mehr wert war als jeder Schatz.

Also torkelte ich los. Richtung Dorf, Richtung Schenke. Ich wusste, was zu tun war. Da saßen sie alle: Bauern, Säufer, Frauen, Kinder, die sich an die Röcke klammerten. Und ich knallte die Tür auf, breitete die Arme aus und brüllte:

„Ich hab mit einem Hirsch gesoffen, der einen verfluchten Kirschbaum im Schädel hatte – und ich hab gewonnen!“

Natürlich starrten sie, natürlich lachten sie, und natürlich glaubte keiner ein Wort. Aber wisst ihr, was? Das war egal. Ich hatte die Geschichte. Und solange ich den Krug in der Hand hielt, war ich der einzige König, der zählte.

Die Wölfe, die meinen Schlitten frassen – und ich fraß sie zurück

Es war Winter, so ein richtig dreckiger. Die Art Winter, der dir die Nase abfriert, noch bevor du „Schnaps“ sagen kannst. Der Schnee lag meterhoch, die Luft so scharf, dass sie dir die Lungen auskratzte. Ich hockte auf einem Schlitten, eingewickelt in Felle, die mehr nach totem Tier rochen als nach Wärme, und meine Pferde keuchten vor mir, als hätten sie genauso wenig Bock auf die Reise wie ich.

Und dann hörte ich's. Erst ein Knacken im Schnee, dann ein Heulen, das durch die Nacht schnitt wie ein Messer in eine Kneipe, wenn die Stimmung kippt. Wölfe. Nicht einer, nicht zwei – ein ganzes Rudel, hungrig, gierig, ihre Augen wie kleine Flaschen voll Glut.

Sie kamen näher, schnell, schneller, und meine Pferde schnaubten panisch, die Hufe scharrten, der Schlitten wackelte. Ich brüllte: „Vorwärts, ihr faulen Bastarde! Oder die Wölfe fressen uns alle!“ Aber Pferde sind wie betrunkene Kumpels: Wenn die Angst einmal sitzt, laufen sie nicht mehr, sie brechen nur zusammen.

Also war klar: Einer von uns wird gefressen. Entweder sie – oder ich.

Die ersten sprangen schon, Fell, Zähne, Gekreisch. Ich griff nach dem Gewehr, aber die Finger zu steif, der Abzug klemmte. Ich hatte nichts als ein Messer und meinen verdamnten Hunger.

Und da packte mich der Wahnsinn, dieser alte Kumpel, der immer kommt, wenn die Welt nur noch Dreck ist. Ich brüllte zurück, sprang vom Schlitten, direkt in die Meute. Fell, Blut, Schnee – ein einziger Strudel. Ich hackte, biss, schlug. Und ja, ich schwöre bei jedem Glas, ich biss zurück. Ich schmeckte Wolf im Maul, warm, metallisch, wie ein Steak direkt vom Feuer.

Die Biester jaulten, rissen, kratzten, aber ich war schlimmer. Der Schnee färbte sich rot, meine Hände waren nur noch Klumpen aus Blut und Pelz. Und irgendwann – Stille. Nur noch mein Atem, keuchend, und mein Mund, voller Fleisch, das nicht von einem Schwein kam.

Ich stand da, mitten im Wald, das Gesicht voll Blut, der Bauch halb voll Wolf, und ich grinste. „Ihr wolltet mich fressen, ihr Bastarde,“ knurrte ich, „aber ich bin immer noch mein eigener Koch.“

Da stand ich nun, klebrig vom Blut, halb tot vor Kälte, halb lebendig vor Wut – und mein Bauch knurrte lauter als das Rudel eben. Hunger, dieser verdammte Hund, nagte schon seit Tagen.

Also sah ich auf die zerrissenen Kadaver um mich herum, aufgerissen, dampfend im Schnee, und dachte: „Baron, jetzt bist du entweder ein Tier oder ein Genie. Aber in jedem Fall wirst du nicht verhungern.“

Ich raffte trockenes Holz zusammen, meine Hände zitterten, aber irgendwie bekam ich ein Feuer hin. Ein jämmerliches Ding erst, dann ein Fauchen, dann eine Flamme, die den Schnee zum Schmelzen brachte. Ich zog das Messer, schnitt, riss, warf Fleischstücke ins Feuer. Der Rauch stieg, der Geruch breitete sich aus – schwer, wild, metallisch, und doch, verdammt, es roch wie das Abendessen, nach dem ich mich seit Wochen sehnte.

Ich spießte ein Stück auf, hielt es ins Feuer, bis das Fett tropfte und zischte. Dann biss ich rein.

Heiß, blutig, zäh. Ich kaute, ich schluckte, ich grinste, während mir der Saft über das Kinn lief. „Ha!“ schrie ich in den Wald, „wer ist jetzt das wilde Tier? Wer frisst hier wen?“

Die Pferde hinten am Schlitten schnaubten nervös, der Wind heulte durch die Bäume, aber ich lachte wie ein Wahnsinniger. Ich aß, ich trank den Schnee, als wär's billiger Schnaps, und ich fühlte mich wie der König der verdammten Tundra.

Irgendwann hatte ich genug im Magen, der Bauch voll wie ein Weinfass, die Finger verbrannt, aber ich saß da am Feuer, das Fell der Wölfe um mich, die Knochen knackten im Glutbett, und ich dachte:
„Manchmal ist das Leben ganz einfach: Entweder du frisst es, oder es frisst dich. Und ich hab gerade gewonnen.“

Der Bauch voll, die Hände fettig, der Bart verklebt vom Blut – ich hockte am Feuer, und die Welt war still. Zu still.

Der Wind heulte, ja, aber die Stille danach war schlimmer. Also fing ich an zu reden.

„Na, ihr Bastarde,“ murmelte ich, während ich mir einen Fellfetzen über die Schultern warf, „habt ihr gedacht, ihr könnt mich zum Abendessen machen? Jetzt sitzt ihr bei mir am Tisch.“

Ich sah in die Flammen, die Knochen knackten, die Schatten tanzten. Und ich schwöre, sie sahen aus wie die Wölfe selbst, wie sie da standen, die Zähne bleckend, nur dass ihnen jetzt das Maul voller Bierkrüge hing. Ich prostete ihnen mit einem angekauten Knochen zu. „Zum Wohl, ihr toten Hunde.“

Da hörte ich's: ein Knurren, ein Schnauben – nicht echt, nur in meinem Schädel. Aber es reichte. Ich lachte laut, ein dreckiges, heiseres Lachen, das durch den Wald donnerte.

„Na klar, redet ihr jetzt! Jeder Betrunkene redet weiter, auch wenn er schon längst im Dreck liegt. Und ich, verdammt, ich höre zu!“

Ich stellte mir vor, wie sie zurückgrölten, wie sie über mich lachten, wie sie sagten: „Baron, du bist schlimmer als wir. Wir reißen Fleisch, aber du reißt Geschichten.“

Und verdammt nochmal – sie hatten recht.

Also saß ich da, im Wolfspelz, mit toten Wölfen als imaginäre Kumpane, das Feuer knisterte, der Schnee knirschte, und ich fühlte mich nicht allein. Ich fühlte mich wie im Wirtshaus.

Bloß ohne Wein. Und das war der einzige Fehler dieser Nacht.

Irgendwann reichte mir das Reden. Ich sah auf die halb zerfetzten Kadaver, die Felle, die Knochen – und dachte: „Scheiße, Baron, das ist alles totes Kapital. Wenn du clever bist, machst du dir daraus was Nützliches.“

Also schleppte ich die Reste näher zum Schlitten. Das Blut fror schon im Schnee, die Körper starr, die Augen leer. Ich lachte, während ich sie wie Bauklötze zusammenfügte. „Ihr wolltet den Schlitten fressen? Jetzt SEID ihr der Schlitten.“

Ich band die Kadaver mit Stricken aneinander, die ich von den Pferden zog. Beine ragten in alle Richtungen, ein Schwanz hing wie ein schlechter Fahnenmast hinterher, und das Fell dampfte im Restglut des Feuers. Es sah aus wie das Werk eines Wahnsinnigen – und genau das war es.

Dann setzte ich mich drauf. Das Ding knackte, stank, blutete noch ein wenig. Aber es trug mich. Ein Schlitten aus Wölfen, zusammengenäht von einem Säuer mitten im Frost. Ich lachte so laut, dass der Wald erzitterte. „Ha! Ihr wolltet mich ziehen? Jetzt zieht ihr mich ins nächste Dorf, ihr Bastarde!“

Die Pferde, die den echten Schlitten hätten ziehen sollen, glotzten nur, schnaubten nervös. Vielleicht dachten sie, ich sei endgültig durchgeknallt. Und vielleicht hatten sie recht.

Aber in diesem Moment fühlte ich mich wie ein verdammter König. Nicht jeder Idiot baut sich einen Schlitten aus seinen Feinden.

Also hockte ich mich auf meinen frisch gebauten Wolfsschlitten, noch warm vom Blut, noch dampfend in der kalten Luft, und gab den Pferden die Peitsche. Erst wollten sie nicht los, die Biester, als hätten sie Schiss, vor einem Schlitten voller Leichen zu laufen. Aber ein guter Fluch, ein kräftiger Ruck – und sie rannten.

So zog ich durch die Steppe, der Schnee peitschte mir ins Gesicht, das Geheul der Nacht verstummte, und hinter mir schrammten die Kadaver über den Boden, die Schnauzen im Eis, die Felle flatterten wie verdammte Banner. Ich war ein Kriegsherr, ein Wahnsinniger, ein König des Frosts auf einem Thron aus Fleisch.

Nach Stunden tauchten die ersten Hütten auf. Das Dorf schlief, aber die Hunde rochen mich schon, bellten, heulten, als wüssten sie, dass ein Dämon kam. Ich riss die Zügel, die Pferde stoben in die Gassen, und ich fuhr mitten hinein.

Die Leute stürmten aus den Häusern, Lichter gingen an, Stimmen schrien. Frauen hielten sich die Kinder vors Gesicht, Männer bekreuzigten sich. Da stand ich, auf meinem Wolfs-Schlitten, blutverschmiert, mit Bart voller Fett, und brüllte:

„Hört her, ihr Schweine! Die Wölfe wollten mich fressen – aber ich hab sie zuerst gefressen! Und jetzt ziehen sie mich, ob sie wollen oder nicht!“

Die Menge glotzte, dann brach ein Raunen los, ein Geschrei. Manche flüchteten, andere starrten, einer fiel auf die Knie. Und ich lachte, lachte wie ein Wahnsinniger, während ich mitten durch das Dorf rauschte.

Denn genau das war der Trick: Es ging nicht darum, ob's stimmte. Es ging darum, ob's so aussah, als könnte es stimmen.

Und an diesem Abend, in diesem verfluchten Kaff, war ich nicht mehr nur der Baron.

Ich war der Teufel persönlich, und mein Schlitten war die Hölle auf Kufen.

Ich ließ die Pferde mitten vor der Schenke stoppen. Der Wolfs-Schlitten schrammte kreischend in den Schnee, und die Kadaver lagen da wie ein offener Altar. Die Leute standen in einem Halbkreis, als hätten sie Angst, dass die Biester wieder auferstehen. Ich sprang runter, die Stiefel tief im roten Schnee, der Bart klebrig, und klopfte mir die Hände ab, als wär das alles nur eine gewöhnliche Fahrt gewesen.

„Parkservice inklusive,“ brüllte ich, „die Jungs bleiben draußen!“ und zeigte auf die zerfetzten Felle, die starr im Frost klackerten.

Dann trat ich in die Schenke.

Stille. Alle Köpfe drehten sich, die Gläser in den Händen erstarrt. Ich stank nach Blut, Rauch und Tod – aber auch nach Sieg. Ich schlug die Tür hinter mir zu, ging zum Tresen, ballerte die Faust drauf und sagte: „Einen Krug. Den größten, den du hast. Und wenn du keinen hast, nimm ein verdammtes Fass.“

Der Wirt zitterte, aber er schenkte. Ein Humpen, groß wie ein Helm, schäumend, golden. Ich hob ihn, kippte die Hälfte runter, der Rest lief mir über den Bart, tropfte auf den Boden, als wär’s heiliges Wasser. Dann stellte ich den Krug hin, wischte mir über den Mund und grinste.

„Ihr da draußen habt sie gehört,“ sagte ich, laut genug, dass jeder Winkel bebte. „Die Wölfe. Ein Rudel, hungrig, wild, voller Zähne. Sie kamen, um mich zu fressen. Aber schaut raus – jetzt fressen sie meinen Schnee. Ich habe sie geschlachtet, gefressen, und auf sie gebaut. Ich reite nicht Pferde, ich reite meine Feinde.“

Die Menge tobte. Männer brüllten, Frauen kicherten nervös, einer spuckte sein Bier vor Staunen. Und ich? Ich hob den Krug, trank wieder, lachte, lachte wie ein Mann, der weiß: Es ist egal, was wirklich war. Wichtig ist nur, dass die Geschichte groß genug ist, den Durst zu übertönen.

Die Schenke kochte. Jeder wollte hören, jeder wollte sehen, jeder wollte einen Tropfen von der Legende abhaben. Ich stand mitten im Raum, das Hemd zerfetzt, die Finger blutig, der Bart glänzend wie ein verdammter Metzgerladen. Der Krug war nie leer – jedes Mal, wenn er’s war, füllte ihn irgendein Depp nach, in der Hoffnung, ich würde noch einen schaurigen Brocken Wahrheit ausspucken.

Ich erzählte und erzählte. Mal fraßen die Wölfe meinen Schlitten in einem Bissen, mal jagte ich sie drei Tage lang durch den Schnee, mal aß ich ihr Herz roh, weil's mir sonst erfroren wäre. Jedes Mal, wenn einer lachte, legte ich noch einen drauf. Jeder Becher Wein war eine Kanonenkugel in meiner eigenen Lügenkanone.

Draußen stand der Schlitten. Die Kadaver steif, die Mäuler offen, als würden sie noch immer gierig nach Fleisch schnappen. Kinder schlichen sich raus, sahen ihn, kreischten und rannten zurück ins Bett. Frauen bekreuzigten sich, Männer wagten nicht, die Biester anzurühren, nicht mal tot.

Es war, als hätte ich die Hölle vorm Wirtshaus geparkt – und keiner hatte den Mut, das Ding wegzuschaffen.

Ich grinste, als ich's hörte. „Seht ihr?“ brüllte ich in die Schenke, „die Viecher dienen mir immer noch. Selbst tot machen sie euch Angst. Und ihr glaubt, ich hätte's nicht verdient, meinen Krug gratis voll zu haben?“

Gelächter, Johlen, ein paar nickten. Und natürlich war das Glas sofort wieder voll.

Die Nacht verging im Suff, die Geschichten wurden größer, der Wein saurer, und irgendwann lag ich halb unter'm Tisch, halb auf meinem Ruhm. Aber egal, wie sehr mir der Kopf dröhnte – ich wusste: Morgen, wenn sie über mich reden, wird der Schlitten draußen immer noch stehen. Und die Geschichte wird weiterwachsen, so wie jede meiner Nächte.

Der Morgen kam wie eine Faust ins Gesicht. Mein Schädel dröhnte, der Magen grollte wie ein alter Kanonenofen, und die Zunge klebte an meinem Gaumen, als hätte einer Sand und Leim draufgekippt. Ich kroch unter'm Tisch hervor, roch nach altem Wein, Blut und Rauch – eine Mischung, die nicht mal ein Schwein freiwillig schnuppen würde.

Die Schenke war leer, Stühle umgekippt, der Boden klebrig, der Wirt in der Ecke eingeschlafen wie ein erschossener Hund. Ich wankte raus in die Kälte.

Und da standen sie noch: die Wölfe. Steifgefroren, die Mäuler offen, als würden sie noch immer nach meinem Hals schnappen wollen. Schnee lag auf ihnen wie auf einem Altar, ihre Augen zugefroren, die Felle hart wie Stein. Der Schlitten aus Kadavern – eine groteske Skulptur mitten im Dorf.

Die Kinder hielten sich im Abstand, starrten mit großen Augen. Eine Frau zog ihren Balg weg, als ich auftauchte. Männer flüsterten, sahen nicht direkt hin,

als hätten sie Angst, ich könnte sie auch noch in mein verdammtes Gefährt einbauen.

Ich zündete mir eine Pfeife an, hustete, und grinste mit halb zahnfleischigem Lächeln. „Na, ihr Bastarde,“ murmelte ich zu den toten Wölfen, „gestern habt ihr mir Gesellschaft geleistet. Heute seid ihr bloß Deko.“

Dann drehte ich mich zum Dorf, die Augen rot, der Kopf voller Hämmern, und brüllte:

„Merkt euch eins: Kein Winter, kein Wolf, kein Tod bringt mich runter. Ich fress alles, was mich fressen will. Selbst die Hölle wär mir nur ein Abendessen.“

Und sie schwiegen, alle. Denn sie wussten nicht, ob sie lachen sollten oder beten.

Ich stieg zurück auf meinen Schlitten aus Kadavern, gab den Pferden die Peitsche, und fuhr davon – ein stinkender, blutiger König über Schnee und Leichen.

Und tief drin wusste ich: Es war nur eine weitere Nacht, ein weiterer Rausch, eine weitere Lüge, die größer war als das Leben selbst.

Auf der Jagd nach nichts, aber mit viel Pulver

Ich weiß nicht, wer zum Teufel damals die Idee hatte. Wahrscheinlich ich. Es war immer ich. „Lasst uns jagen gehen,“ sagte ich, „die Luft ist klar, der Schnee knirscht, und mein Magen knurrt wie ein verdammter Hund.“ Aber in Wahrheit wollte ich gar nichts fangen. Ich wollte nur ballern.

Seht, Jagen klingt immer so edel: Männer mit Gewehren, konzentriert, still, wie Götter des Waldes. Bullshit. Bei mir war's immer nur Krach, Rauch und ein Haufen verschossenes Pulver. Ich wollte den Knall hören, das Krachen spüren, den Rückstoß in der Schulter – alles andere war mir egal. Ob da ein Hase, ein Bär oder nur eine alte Baumwurzel im Weg war: Scheiß drauf. Hauptsache, es knallte.

Also stapfte ich los mit einer Büchse, die so alt war, dass der Lauf schon mehr Risse hatte als mein Gesicht. Dazu eine Tasche voller Pulver, schwer wie Sünde. Keine Kugeln, keine Pläne. Nur Pulver.

„Baron,“ fragte einer der Burschen, die mit mir gingen, „was jagen wir?“

Ich grinste, spuckte in den Schnee und sagte: „Die Stille, mein Junge. Wir jagen die Stille.“

Und verdammt, genau das taten wir.

Ich stopfte Ladung um Ladung in die Flinte, so voll, dass der Lauf glühte. Jeder Schuss war ein Donnerschlag, der Wald bebte, die Vögel stoben, und die Männer hinter mir fluchten, weil sie Angst hatten, dass ich gleich uns alle in die Luft jage.

Und jedes Mal, wenn die Wolke Pulverrauch in die Bäume zog, stand ich da, lachte, hustete, und rief: „Seht ihr’s nicht? Ich treffe! Ich treffe die verdammte Leere!“

Es war keine Jagd. Es war ein Fest. Ein Fest des Lärms, des Rauchs, der sinnlosen Gewalt.

Es dauerte nicht lange, bis mir das normale Ballern zu langweilig wurde. Ein Knall hier, ein Rauch dort – das reichte mir nicht. Ich wollte, dass der ganze verdammte Wald bebt, dass selbst die Toten aus ihren Gräbern aufhorchen und denken: „Scheiße, der Baron ist wieder unterwegs.“

Also stopfte ich mehr Pulver rein. Erst doppelt. Dann dreifach. Schließlich so viel, dass der Lauf meiner Flinte aussah, als wär er schwanger. Die Männer hinter mir schrien: „Herr Baron, das hält der Lauf nicht aus!“

Und ich schrie zurück: „Scheiß auf den Lauf! Ich halt das auch nicht aus – aber ich trink trotzdem weiter!“

Ich rammte den Ladestock runter, trat zurück, legte an – und schoss.

Der Knall war kein Knall mehr. Es war ein Erdbeben, ein Donnerschlag, ein Riss im Himmel selbst. Die Büchse flog mir fast aus den Händen, der Rückstoß riss mich von den Beinen, und ich landete auf dem Arsch im Schnee. Meine Ohren klingelten, mein Bart brannte, mein Gesicht war schwarz wie ein Schornsteinfeger.

Aber verdammt nochmal, es fühlte sich gut an.

Ich lachte, hustete, spuckte schwarzen Rotz in den Schnee und brüllte: „So muss sich Gott fühlen, wenn er schlechte Laune hat!“

Die Männer standen da, starrten mich an, als hätten sie gerade gesehen, wie ein Wahnsinniger die Sonne zerschossen hat. Und vielleicht hatten sie recht. Vielleicht war ich wahnsinnig. Aber in diesem Moment wusste ich: Wahnsinn schmeckt besser als jeder Braten, wenn er nach Pulver riecht.

Nach dem ersten Höllenschuss hätte jeder normale Mensch gesagt: „Genug.“ Aber normal war ich nie. Also stopfte ich weiter, Schuss um Schuss, Pulver bis zum Hals. Jeder Knall riss mir fast die Schulter aus, jeder Rauchschwall legte den Wald lahm.

Nach einer Stunde sah der Platz aus wie nach einer verdammt Schlacht. Bäume angesengt, der Schnee schwarz, die Luft dick vor Qualm. Man konnte kaum noch atmen. Die Vögel waren längst weg, die Rehe auch, selbst die Eichhörnchen hatten sich verpisst. Nur ich stand noch da, hustend, lachend, mit verrußtem Gesicht und einer Flinte, die glühte wie ein Ofen.

Die Männer, die mit mir gekommen waren, hatten längst Abstand genommen. Sie wagten nicht mal, mich anzusprechen. Sie standen da wie kleine Kinder, die sehen, wie ihr alter Vater im Suff das Haus anzündet. Einer flüsterte: „Baron... das ist keine Jagd mehr. Das ist Wahnsinn.“

Ich drehte mich um, meine Augen tränend vom Rauch, grinste breit und brüllte: „Na und?! Hab ich jemals was anderes versprochen?“

Und dann feuerte ich wieder. Einfach, weil ich's konnte. Kein Ziel, kein Grund – nur das Krachen, das Beben, der Geschmack von Schwefel auf der Zunge.

Und so stand ich da, inmitten von Rauch und Feuer, als wäre ich der letzte Idiot in einem Krieg gegen die Stille.

Irgendwann war der Beutel leer. Kein Krümel mehr. Ich schüttelte das Ding, drehte es um, klopfte drauf – nichts. Ich hatte mehr Pulver in die Luft geballert, als ein ganzes Regiment in einer Schlacht. Und alles, was ich hatte, war ein verbrannter Wald, ein dröhnender Schädel und eine Schulter, die aussah, als hätte ein Ochse draufgetreten.

Die Männer sahen mich an, als wollten sie fragen: „Und jetzt?“ Aber keiner traute sich. Also war ich derjenige, der die Stille brach. Ich lachte, laut, heiser, und sagte: „Habt ihr's nicht gesehen? Habt ihr's nicht gerochen? Ich hab ihn erlegt. Den verdammt Unsichtbaren. Einen Riesen, größer als jeder Berg. Er stand hier, genau hier – und ich hab ihn in Rauch zerblasen!“

Sie starrten mich an, zwischen Angst und Unglauben. Also legte ich nach. „Fragt euch doch: Warum ist der Wald verbrannt? Warum liegt hier Schwefel in der Luft? Glaubt ihr ernsthaft, ich baller Pulver ins Nichts? Nein, meine

Freunde. Ich hab gekämpft gegen das, was ihr nie sehen konntet. Und ich hab gewonnen.“

Ich breitete die Arme aus, trat in den Qualm, der mich verschluckte, und grinste: „Ich habe die Stille getötet. Mit meinen eigenen Händen.“

Die Männer nickten, einer schluckte, ein anderer bekreuzigte sich. Und ich wusste: Die Lüge war groß genug. Sie wuchs im Rauch, im Gestank, in der Angst in ihren Augen.

Und genau das war der wahre Schuss, der zählte.

Wir stapften zurück ins Dorf. Der Wald hinter uns verraucht, der Himmel gelb vom Pulver, und ich vorneweg, schwankend, verrußt, aber grinsend wie ein Henker nach getaner Arbeit. Die Männer hinter mir tuschelten, manche sahen aus, als hätten sie den Teufel gesehen. Und genau das wollte ich.

Kaum erreichten wir die ersten Hütten, rief schon einer: „Der Baron hat einen Riesen erschossen!“

Und schwupps, war die Geschichte nicht mehr meine. Sie war größer, lauter, dreckiger. Das Dorf sog sie auf wie ein durstiger Kerl den ersten Schluck Bier.

Ich ließ mich in die Schenke schleppen, der Wirt starrte, die Gäste hielten die Luft an. Ich schlug die Hand auf den Tresen, dass die Gläser klirrten, und brüllte:

„Ein Riese, unsichtbar, größer als euer ganzes Kaff – und ich hab ihn mit Pulver und Mut in Rauch zerblasen! Jetzt her mit dem Wein, oder ich jag den Nächsten in die Luft: euch!“

Gelächter, Angst, Jubel – alles gleichzeitig. Krüge wurden gebracht, einer nach dem anderen. Ich trank, ich kippte, ich erzählte und übertrieb, bis selbst ich nicht mehr wusste, wo die Wahrheit lag. Aber das war egal. Wichtig war nur, dass die Gläser nie leer wurden.

Und als ich irgendwann unter'm Tisch lag, das Hemd verbrannt, die Hände schwarz, der Kopf schwer wie ein Amboss, murmelte ich noch:

„Ich hab die Stille erschossen. Und sie hat's verdient.“

Dann war da nur noch Dunkelheit – warm, trunken, gnadenlos.

Der Fisch, der mich verschluckte und nach Wein roch

Es fing an wie so viele meiner Geschichten: mit Hunger, Durst und einem schlechten Plan. Wir waren auf einem Boot, irgendwo da draußen, Wasser bis zum Horizont, Himmel grau wie die Leber eines toten Pferdes. Das Fass Wein war fast leer, der Proviant längst aufgefressen. Die Männer sahen mich an, als wär ich der letzte Wirt auf Erden.

„Baron,“ sagten sie, „fang uns was. Einen Fisch, irgendwas. Wir verrecken hier.“ Und ich, halb betrunken, halb beleidigt, weil das Fass leer war, schnappte mir eine Harpune, stapfte ans Bug und schrie: „Wenn ich fische, dann nicht für euch, sondern für mich!“

Also starrte ich ins Wasser, das schwarz glänzte wie ein Spiegel für Säufer. Und plötzlich – ein Brodeln, ein Schattenspiel, und da tauchte er auf. Kein Fisch. Ein verdammtes Monster. Riesig, fett, die Schuppen glänzten wie nasse Münzen, das Maul groß genug, ein halbes Wirtshaus samt Stammgästen zu verschlucken.

Bevor ich fluchen konnte, riss das Vieh das Maul auf – und zack, war ich weg. Verschluckt. Ohne Rückfrage.

Alles wurde dunkel. Kein Boot, kein Himmel, kein Rumoren der Männer mehr. Nur ein Rutsch ins Maul des Schicksals.

Und dann – haltet euch fest – der Gestank. Ich erwartete Moder, Salz, Fischkadaver. Aber nein. Es roch nach Wein. Dick, süß, gärend. Als wär der Bastard kein Fisch, sondern ein schwimmendes Weinfass.

Ich stand da in seinem Bauch, knöcheltief in einer Brühe, die nach billigem Roten schmeckte, und lachte laut. „Na, wenn das so ist,“ brüllte ich, „dann sauf ich dich leer, du Mistvieh!“

Also stapfte ich tiefer rein, das Maul war längst zu, draußen nur noch Wasser und Schreie, die ich nicht mehr hörte. Drinnen dagegen: eine verdammte Schenke für Wahnsinnige. Der Boden voller Knochen, alte Rüstungen, Holzsplitter von Booten, die das Vieh vorher geschluckt hatte. Alles lag herum wie das Gerümpel in einer Taverne nach drei Nächten ohne Wirt.

Und überall dieser Wein. Nicht klar, nicht sauber, sondern dick, süßlich, schäumend. Jeder Schritt klatschte, als würde ich in einer Pfütze aus altem Rotwein latschen. Ich bückte mich, schöpfte mit der Hand, und kippte's mir in

den Hals. Warm, sauer, halb vergoren – aber Scheiß drauf. Es war Alkohol, und damit war's besser als alles andere.

„Ha!“ lachte ich, meine Stimme hallte im Bauch wider. „Ihr Deppen da draußen hungert, und ich steh hier drin und sauf, bis ich platze!“

Ich setzte mich auf einen Haufen Knochen, der wie ein improvisierter Barhocker aussah. Vor mir ragte ein Maststück aus dem Magenfleisch, als wär's der Tresen. Ich prostete den Schädeln um mich herum zu. „Na, Jungs, noch eine Runde?“ sagte ich, und kippte nach.

Der Bauch des Fisches vibrierte, als er weiter schwamm. Aber mich interessierte das nicht. Ich hatte meinen Platz, meine Becher, meinen Rausch. Und je mehr ich soff, desto weniger war's ein Monster. Es war bloß ein verdammtes Fass mit Schuppen.

Nach einer Weile war ich nicht mehr bloß ein Gast in diesem Bauch – ich war Stammgast. Der Wein schwappte mir schon bis zur Hüfte, oder vielleicht war ich bloß zu besoffen, um noch gerade zu stehen. Egal. Ich hob den Knochenbecher, den ich mir aus einem Schädel geschnitzt hatte, und brüllte: „Wirt! Noch einen!“

Natürlich kam nichts. Kein Wirt, kein Krug, nur dieses dumpfe Grollen aus dem Bauch, wenn der Fisch schwamm. Aber ich war zu weit, um noch still zu sein. „Was ist das für ein Laden hier, hä?“ schrie ich ins Dunkel. „Volle Fässer, aber keine Bedienung! Willst du mich verarschen, du schuppiger Bastard?“

Das Vieh brummte wieder, dumpf, vibrierend, als würde die ganze Kneipe wackeln. Ich knallte die Faust gegen die Magenwand, die glitschig war wie ein alter Tresen nach Feierabend. „Na endlich! Beweg dich, Wirt, oder ich geh woanders hin!“

Und da lachte ich. Lachte so laut, dass mir der Bauch wehtat, lachte, bis die ganze stinkende Höhle vibrierte. Ich war ein Betrunkener, gefangen in einem Monster, aber in meinem Kopf war ich bloß ein Gast, der den Wirt anschreit, weil das Bier zu warm ist.

„Weißt du was?“ nuschelte ich schließlich, kippte noch einen Schädel voll runter und lehnte mich zurück. „Du bist der schlechteste Wirt, den ich je hatte. Aber dein Wein, verdammt, der ist gar nicht so übel.“

Dann kippte ich um, halb schlafend, halb lachend, und ließ den Fisch weiter schwimmen.

Ich weiß nicht, wie lange ich da lag, im Rotweinmeer zwischen Knochen und Rüstungen. Aber irgendwann packte mich dieser verdammte Rausch-Geist, der immer auftaucht, wenn der Kopf zu schwer und das Hirn zu leicht ist. Ich kippte noch einen Schluck runter, wischte mir den Mund ab und dachte: „Scheiß drauf, Baron, du bist doch nicht hier, um dich zu besaufen – du bist hier, um zu reiten.“

Also fing ich an, den Bauch zu inspizieren, als wär's ein verdammtes Schlachtross. Ich trommelte mit den Fäusten gegen die Magenwand, der Fisch zuckte, der Wein schwappte. „So, mein Schuppenkumpel,“ lallte ich, „jetzt tanzt du nach meiner Pfeife.“

Und weil ich nie ohne Feuer unterwegs war, kramte ich ein paar Pulverreste und meinen Zunder hervor. Ja, ich war besoffen, ja, ich war im Bauch eines Monsters – und genau deshalb war's die einzig logische Idee: Feuer machen.

Ich zündete einen Haufen Treibholz und Knochenreste an, die ich da drin fand. Der Bauch flammte auf wie eine verdammte Höllenkneipe, Rauch stieg, das Vieh wackelte, bäumte sich auf.

„Ha! Jetzt spürst du's, was? Ich bin dein Reiter, dein Henker, dein Wirt!“ brüllte ich, während die Glut knisterte.

Der Fisch raste los, schneller, schneller, als hätte ihn der Teufel selbst am Schwanz gepackt. Ich klammerte mich an eine Rippe, grinste breit und schrie: „Schneller, du Bastard! Bring mich raus hier, oder wir beide verbrennen im Suff!“

Und in diesem Moment wusste ich: Ich hatte nicht nur einen Fisch gefangen. Ich ritt ihn. Von innen. Wie ein besoffener Gott auf einem schuppigen Donnerpferd.

Das Feuer fraß sich durch den Bauch wie ein Besoffener durchs Freibierbuffet. Der Fisch tobte, schoss auf und ab, wand sich wie ein Teufel im Fieber. Ich hielt mich fest, lachte wie ein Irrer, während der Rauch mir die Augen ausbrannte und der Wein bis an den Hals schwappte.

Dann – ein Ruck. Ein Würgen. Ein Krachen, das durch die Wände dröhnte. Und ehe ich noch fluchen konnte, spuckte mich das Vieh aus. Ein Schwall aus Wein, Rauch und Knochen, und mittendrin ich, der Baron, klatschnass, stinkend, aber frei.

Ich flog durch die Luft, drehte mich wie eine Kanonenkugel, und platschte schließlich in die Wellen. Als ich auftauchte, hustend, spuckend, mit dem Bart voller Schuppen, sah ich das Monster davonrasen. Hinter ihm eine Spur von Blasen, als hätte es den schlimmsten Kater seines Lebens.

Das Boot tauchte am Horizont auf, die Männer schrien, ruderten zu mir. „Baron! Ihr lebt!“ rief einer.

Ich schlug auf das Wasser, brüllte zurück: „Nicht nur das – ich hab gesoffen, geritten und einen verdammten Fisch zur Hölle geschickt!“

Sie zogen mich an Bord, ich tropfte Wein wie ein lebendiges Fass, und die Männer starrten. „Bei allen Heiligen, Baron,“ stammelte einer, „ihr riecht wie ein Weinkeller.“

Ich grinste, legte mich hin und nuschelte: „Genau das, mein Junge. Genau das.“

Dann schlief ich ein, wie ein Säufer nach einem Festmahl, während das Meer unter mir rauschte – und jeder im Boot wusste: Sie hatten gerade die größte Lüge gehört, die wahrer war als jede andere Geschichte.

Krieg, Kugeln und andere Spielzeuge für Männer

Krieg, meine Freunde, ist kein Ruhm, kein Banner, keine Trompete, die dir das Herz wärmt. Krieg ist Lärm, Rauch und der Gestank von verbrannten Bärten. Und ich sag euch eins: Männer brauchen Krieg nicht, um Helden zu sein. Sie brauchen ihn, weil er das einzige Spielzeug ist, das groß genug ist, ihre verdammte Langeweile zu töten.

Ich war jung genug, stark genug und blöd genug, um da mittendrin zu landen. Uniform an, Muskete auf die Schulter, und fertig war der Idiot, der für irgendeinen König sein Fell hinhielt. Aber mir war das egal. Ich war dabei, weil ich den Knall liebte. Das Donnern, das Krachen, das Gefühl, als würde die Welt selbst aus den Angeln fliegen – genau wie damals im Wald mit zu viel Pulver, nur in groß, mit mehr Schreien.

Die Generäle redeten von Ehre. Scheiß drauf. Für mich war's eine Kneipenschlägerei, nur mit besseren Effekten.

Die erste Kugel, die an meinem Ohr vorbeipfiff, ließ mich nicht ducken – sie ließ mich lachen.

„Ha!“ rief ich, während die Kerle neben mir kreischten, „das ist Musik, verdammt! Besser als jedes Orchester in Wien!“

Ich sah Männer fallen, ich sah Pferde wie zerrissene Vorhänge umkippen, ich roch Blut, Schweiß, Rauch. Aber ich roch auch Schnaps. Denn mitten in all dem Chaos fand sich immer einer, der noch eine Flasche hatte, und ich schwöre, nichts wärmt dich so sehr wie ein Schluck im Kugelhagel.

Und so stapfte ich durch die Schlacht, Kugeln um die Ohren, Kanonen in den Eingeweiden der Erde, und dachte: Krieg ist nicht die Hölle. Krieg ist ein Kinderspiel.

Nur, dass die Kinder Männer sind, und ihre Murmeln aus Blei bestehen.

Die meisten Soldaten duckten sich, wenn die Kanonen donnerten. Ich nicht. Ich stand da, mitten im Pulverrauch, das Hemd schwarz, der Bart glühend, und lachte wie ein Kind, das zum ersten Mal Feuerwerk sieht.

Eine Kugel schlug in den Boden neben mir, riss eine Furche in die Erde, groß wie ein offenes Grab. Ich sprang rein, packte das Ding, noch heiß, noch dampfend, und schob's mit den Stiefeln zurück Richtung Feind.

„Hier, nehmt euren verdammten Spielball zurück!“ brüllte ich, während die Kerle um mich herum kreischten, als hätten sie einen Dämon gesehen.

Ein andermal rollte mir eine Kanonenkugel direkt vor die Füße, langsam, schwerfällig, als hätte sie mich persönlich gesucht. Ich klaubte sie auf, jonglierte sie in den Händen, lachte wie ein Irrer. „Zu schwer für Murmeln,“ schrie ich, „aber gerade richtig für Männer mit Durst!“

Dann ließ ich sie über den Wall rollen, direkt in die feindliche Batterie, wo sie mehr Panik stiftete als zehn gezielte Schüsse.

Die Kugeln waren für die anderen Tod und Verderben. Für mich waren sie Spielzeuge, glühende Eisenbälle, die man kicken, werfen, schleudern konnte, solange man keine Angst davor hatte, sich die Finger zu verbrennen.

Und jedes Mal, wenn der Boden bebte, dachte ich nicht an Himmel oder Hölle. Ich dachte nur: Scheiße, das ist das größte Volksfest, das ich je gesehen habe – und ich bin der einzige, der Eintritt frei hat.

Irgendwann hörte ich gar nicht mehr das Donnern der Kanonen. Für mich war das alles nur noch ein Wirtshaus, groß wie die Hölle selbst. Die Mauern waren die Hügel, der Tresen war die Frontlinie, und die Kanonenkugeln? Barhocker, die man den Gegnern über die Rübe zog.

Ich stand da, Muskete in der einen, eine Flasche Schnaps in der anderen, und dachte: „Na los, ihr Bastarde, werft noch einen Stuhl – ich werf euch die ganze

verdammte Tür zurück!“

Eine Kugel krachte neben mir ein, spritzte Dreck und Blut. Ich brüllte: „Ha! Treff besser, du Arsch, sonst kriegst du nicht mal ’nen Platz am Tresen!“

Die Kerle um mich herum schrien, beteten, fielen. Aber ich stapfte weiter, trat Leichen beiseite wie leere Krüge und schoss ins Getümmel, nur um den Rauch zu schmecken. Jeder Knall war ein Rülps des Teufels, jeder Schrei das Kichern eines besoffenen Engels.

Es war keine Schlacht. Es war eine Schlägerei.

Eine einzige, gottverdammte Prügelei unter Männern, die zu viel Pulver hatten und zu wenig Verstand.

Und ich, der Baron, war der einzige, der noch grinste, während der Himmel über mir zerbarst wie ein Bierfass unter der Axt.

Die Schlacht tobte, Rauch legte sich wie ein alter Kneipenschleier über alles, und ich stolperte durch Blut und Pulver, als wär’s bloß verschütteter Wein auf dem Boden einer Schenke. Überall lagen Kerle, stöhnten, röchelten, flehten. Und ich? Ich schritt weiter, grinsend, die Muskete leer, die Flasche halbvoll.

Da hörte ich’s – dieses Pfeifen, dieses verdammte Lied, das man erkennt, bevor’s einschlägt. Eine Kugel, schnell, tödlich, direkt auf mich zu. Und für einen Moment dachte ich: „Jetzt, Baron, jetzt ist’s soweit.“

Aber anstatt zu ducken, hob ich die Flasche, prostete der Kugel zu und brüllte: „Tod, du Bastard! Wenn du mich willst, dann setz dich erst an meinen Tisch und sauf einen mit mir! Sonst bist du hier fehl am Platz!“

Die Kugel schlug neben mir ein, riss einen armen Teufel in Stücke, dass sein Blut wie ein roter Schwall durch die Luft spritzte. Ich wurde nur nass, grinste und kippte den Rest der Flasche runter.

„Siehst du, Tod?“ murmelte ich, mit dem Wein im Bart und dem Pulver in den Lungen. „Du kriegst mich nicht so billig. Erst musst du mit mir trinken. Und ich schwöre dir, du wirst nicht mithalten können.“

Und während die Erde bebte, die Kanonen donnerten und Männer starben wie Fliegen, stand ich da, einsam, lachend, und wusste: Selbst die Hölle würde sich zweimal überlegen, ob sie Platz für einen wie mich hatte.

Am Ende, als der Himmel schon schwarz war vom Rauch und die Erde stank wie ein alter Aschenbecher voller Blut und Schießpulver, stapfte ich noch immer herum wie der letzte Idiot, der das Licht nicht ausmachen will. Die Männer um

mich herum lagen da – gestreckt, zerstückelt, verdampft – und ich stand mittendrin, schwankend, schmutzig, halb blind vor Rauch, aber mit einem Grinsen im Gesicht, als wär ich gerade aus dem Bordell gekommen.

Der Krieg war vorbei – für die anderen. Für mich war's nur eine weitere Nacht in einer Schenke, in der zu viele Gläser kaputtgegangen waren. Der Unterschied? Hier klirrte nichts. Hier riss Fleisch, hier splitterten Knochen. Und trotzdem – für mich fühlte es sich gleich an.

Ich stolperte über eine Leiche, die Arme noch um 'ne Muskete geklammert, und schrie:

„Gib schon her, du brauchst das Ding nicht mehr!“ Dann schmiss ich das Gewehr in den Matsch, griff mir stattdessen eine halbvolle Feldflasche aus seinem Gürtel. Ich roch dran. Schnaps. Billig, aber Schnaps. Ich soff. Ich soff, als wäre es das einzige Gebet, das in diesem verdammten Schlachthaus noch erhört werden konnte.

Überall Leichen, Rauch, zerfetzte Fahnen – und ich, der letzte Idiot aufrecht, stolpernd durch das Chaos, als wäre ich ein Kind im Rummelplatz.

„Ihr sagt Krieg?“ lallte ich, „Scheiße, das ist doch bloß ein Spiel! Ein Spiel für Männer, die keine Puppen haben!“

Eine Kanone krachte in der Ferne nach, ein letzter verspäteter Schuss. Die Kugel pfiff vorbei, schlug irgendwo hinter mir ein. Ich drehte mich um, hob die Flasche und prostete dem Rauch zu. „Zu spät, ihr Arschlöcher! Das Spiel ist vorbei! Ich hab gewonnen!“

Keiner hörte's. Nur ich, das Echo, und die Geister der Männer, die nicht mehr trinken konnten. Und für einen Moment – nur einen winzigen – dachte ich, ich hätte wirklich verloren. Nicht den Krieg, nicht das Leben – sondern den Tresen, die Stimmen, die dummen Witze in der Ecke, das laute Gelächter. All das, was Männer am Leben hält, wenn sie nicht gerade aufeinander ballern.

Aber ich ließ mich nicht runterziehen. Nein. Ich stapfte weiter, bis ich den Rauch hinter mir ließ, bis der Himmel klarer wurde, bis ich wieder die Silhouette einer Schenke sah. Die verdammte Rettung jeder Schlacht: vier Wände, ein Dach und ein Tresen.

Ich stieß die Tür auf, der Wirt starrte mich an wie einen Geist, die Gäste verstummten.

Blut an den Stiefeln, Pulver im Bart, Schnaps in der Hand. Und ich brüllte, dass die Gläser klirrten:

„Krieg ist kein Heldentum! Krieg ist bloß ein Spiel! Und wisst ihr was? Ich hab genug gespielt. Jetzt gebt mir Wein, und zwar so viel, dass ich die Schreie von draußen vergesse!“

Und sie gaben mir. Krüge, Fässer, alles, was da war. Ich soff, bis mir das Herz nicht mehr donnerte, sondern nur noch pochte wie ein lahmer Trommler. Ich soff, bis die Gesichter verschwammen, die Stimmen wieder lachten, bis die Welt kein Schlachtfeld mehr war, sondern wieder bloß eine Kneipe mit zu viel Rauch und zu wenig Licht.

Und als ich irgendwann auf dem Boden lag, den Krug im Arm wie eine Geliebte, murmelte ich in den Dreck:

„Wenn der Tod mich will, soll er seinen eigenen Becher mitbringen. Sonst kriegt er hier nichts.“

Dann war ich weg. Eingeschlafen, lebendig, besoffen, aber verdammt nochmal immer noch der Baron.

Gespräche mit dem Mond bei Katerlicht

Der Morgen kam nicht leise. Er kam wie ein Faustschlag ins Gesicht. Mein Schädel war ein Amboss, auf den eine ganze Armee von Hämmern einschlug, und mein Magen war eine Grube voller fauler Hunde, die um die Wette bellten. Ich lag da im Matsch vor der Schenke, halb Mensch, halb Leiche, und neben mir das Pferd – mein treuer Gaul, der genauso beschissen aussah wie ich. Der dampfte, sabberte, guckte mich an, als wollte er sagen: „Du bist ein verdammt Idiot, Baron.“

Und über mir hing er: der Mond. Blass, kalt, starr, als hätte er die ganze Nacht gelacht, während ich mich in irgendeinem Loch zuschüttete. Ein voyeuristisches Schwein, dieser Mond. Immer glotzt er, nie hilft er.

Ich rappelte mich hoch, nur halb, und knallte gleich wieder auf den Arsch. „Na du, großer Glotzer,“ nuschelte ich, „was hast du gestern gesehen, hm? Wie ich mich unter'm Tisch hab einsargen lassen? Wie ich gegen die Wand gepinkelt hab, weil ich die Tür nicht fand? Wie ich dachte, ich wär der König von Preußen, nur weil ich einen Stiefel im Arm hielt?“

Der Mond grinste. Ich schwör's. Er grinste, dieses kalte, stumme Grinsen, das nur einer draufhat, der dich immer erwischt, wenn du am Tiefpunkt bist.

„Mach dich nicht lustig, du Bastard!“ schrie ich. „Du bist auch nur ein großer, fauler Käse am Himmel. Und trotzdem tust du so, als wärst du Gott persönlich.“ Ich griff nach der Flasche in meinem Mantel. Halbleer. Immer halbleer. Ich prostete ihm zu. „Na schön, wenn du schon alles siehst, dann hör wenigstens zu.“

Ich nahm einen Schluck. Er brannte. Er brannte mir die Kehle runter wie Feuer, und genau das war's, was ich brauchte. Dann redete ich.

Über die Schlachten. „Du hast's gesehen, oder? Gestern, letzte Woche, immer. Männer, die wie Fliegen fallen, und alle tun so, als wär's wichtig. Aber du weißt es besser, du alter Glotzer. Am Ende ist's nichts als Dreck, Rauch und Schreie. Und trotzdem machen sie weiter. Warum? Weil sie nichts Besseres haben. Genau wie ich. Ich sauf, weil ich sonst nichts hab. Sie kämpfen, weil sie sonst nichts haben. Und du? Du glotzt, weil du sonst nichts hast.“

Über die Frauen. „Die Leute sagen, ich lüge. Aber du weißt, wer wirklich lügt? Die Weiber. Jede von denen. Eine lächelt dich an, flüstert süß, und du denkst, jetzt bist du im Himmel. Zwei Wochen später sitzt du mit 'nem leeren Beutel da und fragst dich, warum du dein Pferd verkauft hast. Ich hab gelogen, klar. Aber wenigstens lachen die Leute bei meinen Lügen. Bei ihren weinst du nur.“

Über die Könige. „Du siehst sie alle, oder? Dick, fett, in Gold gehüllt, und sie glauben, sie hätten die Welt in der Tasche. Ich hab mehr Wahrheit in meinem Pissfleck an der Wand einer Schenke als die in all ihren Reden zusammen. Aber du, du verziehst keine Miene. Du grinst nur. Wahrscheinlich, weil du weißt, dass jeder König irgendwann genauso im Dreck liegt wie ich gerade.“

Der Mond schwieg. Er grinste bloß. Ich kippte den Rest der Flasche runter, spürte, wie mir schwarz vor Augen wurde, aber ich redete weiter, weil Schweigen schlimmer war als jeder Kater.

„Weißt du, Alter,“ murmelte ich, „die Wahrheit ist wie ein schlechter Wein. Dünn, sauer, macht Kopfschmerzen. Deshalb erfinde ich was Besseres. Ich lüge nicht, um zu täuschen – ich lüge, um die Welt erträglicher zu machen. Und wenn ich dafür jeden Abend im Dreck aufwache und jeden Morgen mit dir rede, dann sei's drum.“

Mein Pferd schnaubte, als würde es mich auslachen. Ich drehte mich zu ihm: „Halt die Klappe, du Vieh. Du bist auch nur betrunken.“

Die Sonne kam langsam hoch, färbte den Himmel rosa, und der Mond verblasste. Feigling. Immer, wenn's ernst wird, haut er ab. Ich hob die leere Flasche, wollte sie werfen, aber ließ sie fallen. Sie zerschellte im Matsch, und ich lachte heiser. „So endet alles. Im Scherbenhaufen.“

Dann legte ich mich zurück, der Dreck klebte, mein Kopf dröhnte, und während der Tag begann, schlief ich ein – ein Säufer, ein Lügner, ein halbtoter Hund, der sich mit dem Mond gestritten hatte.

Der Ritt auf dem halben Pferd

Ich schwöre, manchmal wacht man auf und denkt, die Welt hätte beschlossen, einen persönlich zu verarschen. Ich trat aus der Schenke – der Kopf ein morscher Glockenturm, der bei jedem Schritt bimmelte – und mein Pferd stand da. Na gut: Es stand **halb** da.

Vorne Pferd, hinten Luft. Als hätte einer in der Nacht mit einem Riesennmesser die Rückpartie weggehobelt: Kruppe fort, Schweif fort, zwei Beine und ein gutes Drittel Hoffnung – alles fehlte. Übrig blieben Kopf, Hals, Schultern, Vorderbeine, die Brust bis knapp hinter den Widerrist. Und das Vieh lebte. Es blinzelte, kaute auf nichts, schnaubte beleidigt, als sei das alles mein Fehler.

„Scheiße, Alter,“ murmelte ich, „du siehst aus wie eine Wahrheit: unfertig und schmerzhaft.“

Der Wirt, noch im Hemd, den Schlaf in den Augen, kreuzte die Arme. „Baron, ich hab's euch gestern gesagt: Bindet das Vieh nicht an die Mühle. Der Müller hackt alles, was ihm zu nah kommt.“

„Der Müller hackt Weizen, nicht Pferde,“ fauchte ich.

„Heute wohl beides,“ zuckte er mit den Schultern. „Er sagt, die halbe Hinterhand habe er als Opfergabe an den Winter genommen.“

„Der Winter kann meinen Arsch essen,“ knurrte ich. „Und der Müller kann ihm den Teller halten.“

Das Pferd scharrte, als wollte es den Dialog beenden. Es lebte, verdammt noch mal. Es stand auf zwei Beinen wie ein trauriger Heiliger. Der Atem dampfte. Es sah mich an: „Reitest du, oder willst du jammern?“ So jedenfalls hörte ich's in meinem Schädel.

Ich warf den Mantel über die offene Schnittkante. Reine Höflichkeit. Dann legte ich den Zügel an, griff in die Mähne und schwang mich drauf. Und ja, ich weiß,

wie das klingt: auf die **vordere Hälfte** eines Pferdes. Ihr lacht – bis ihr seht, wie es losgeht.

Es ging los.

Die Vorderhand sprang an wie ein zorniger Gott. Zwei Beine trommelten den Morgen. Kein Gewicht im Heck, kein Gegenzug, nur reine, absurde Vorwärtswut. Wir ratterten über das Pflaster, Funken sprühten, Hühner kreischten, und ich brüllte: „Platz da! Halbes Pferd – ganzes Tempo!“

Die Gasse lag vor uns wie ein Strick, auf den einer schon Knoten gemacht hatte. Wir nahmen sie alle. Ein Karren, beladen mit Rüben, kam quer – wir sprangen. Ein Hund lief quer – wir flogen drüber, ich roch sein Flöheparfüm. Eine Alte schrie, schmiss mir ein Kreuz hinterher. Ich war zu schnell, um gesegnet zu werden.

„Baron!“ heulte der Wirt hinterher. „Ihr fallt runter!“
„Ich fall nie runter,“ knurrte ich. „Ich falle höchstens **durch**.“

Wir rauschten aus dem Dorf, der Frost biss, und ich merkte erst dann, wie kalt die Luft von hinten auf den Mantel piffte, der meinen armen Gaul notdürftig schloss wie ein schlecht zugebundenes Päckchen. Ich tätschelte den Hals.
„Hältst du noch, Alter?“
Er warf den Kopf. Ja. Noch.

Der Weg wurde zur Ader, die Landschaft blutleer, eine weiße Ebene, in die jemand ein paar schwarze Bäume gesteckt hatte wie Nägel in einen Sarg. Das halbe Pferd rannte, als wolle es den fehlenden Teil einholen. Vielleicht tat es das. Vielleicht rennen wir alle nur dem hinterher, was uns mal ganz gemacht hat.

Nach einer Meile sprang eine Böschung auf uns zu, steil, vereist, mit einer Rinne in der Mitte, die aussah wie eine Narbe im Gesicht der Welt. „Nicht,“ sagte ich. Das Pferd verstand „jetzt“. Es nahm die Kante, rutschte, fing sich auf zwei Hufen, tanzte hoch, schepperte mit den Eisen, als wolle es der Schwerkraft die Zähne ausschlagen – und stand oben. Ich lachte. Der Wind lachte mit, aber höhnisch.

„Siehst du,“ keuchte ich, „man braucht kein Hinterteil, um bergauf zu leben.“

Hinter dem Hang begann der Wald. Ein müder, kalter Wald, der nach Schnee, Rinde und ein bisschen nach altem Bier roch – vielleicht roch **ich** so. Zwischen den Stämmen der Pfad, eng, geduckt. Das halbe Pferd manövrierte wie ein

Messer, das man falsch herum hält und trotzdem schneidet. Ich ließ die Zügel lang. Kein Hinterleib heißt keine Ausreden: Du reitest vorn, also **fühlst** du vorn. Jeder Tritt ein Schlag auf die Trommel, jedes Aufkommen eine kleine Explosion.

Ich erinnerte mich an den Kerl in der Schenke gestern Nacht – „Baron, ihr übertreibt!“ – und wie ich geantwortet hatte: „Ich **bin** die Übertreibung, mein Sohn.“

Heute war ich Beweisstück A, mit Hufen.

Wir kamen auf eine Lichtung, glatt wie ein blank getretenes Grab. In der Mitte: ein gefrorener Teich, milchig, mit Rissen, die aussahen wie Spinnweben. Zwei Holzfäller standen da, Gesichter, als hätten sie zu lange in den Wind geblinzelt, Äxte in den Händen, der Verstand irgendwo hinter dem Bart.

Der eine zeigte. „Bei allen Heiligen... das hat ja gar kein—“

„Hinterteil,“ half ich. „Korrekt. Aber es hat Zorn. Und Zorn ist der bessere Motor.“

Der andere: „Ihr stürzt,“ behauptete er.

Ich nickte freundlich, zog die Zügel an, gab die Schenkel – und das halbe Pferd sprang auf's Eis.

Die Welt hielt den Atem an. Unter uns knackte der Teich wie eine alte Kniekehle. Das Eis sang, dieses tiefe, böse Singen, wenn Wasser beschlossen hat, dich vielleicht doch zu fressen. Die beiden Holzfäller wurden weiß bis in den Bart, ich grinste, das halbe Pferd setzte tippelnd, rutschend, tänzelnd die Hufe, kleine Schritte, schnelle Takte, als würde es über eine Pauke laufen. In der Mitte blieb es stehen.

Wir zwei, Thor ohne Hammer, Don Quixote ohne Lanze, ein Reiter ohne hinten.

Ich hob die Hand. „Guten Morgen.“

Die Äxte fielen ihnen fast aus den Fingern.

Dann das Unvermeidliche: ein lauter Riss, der quer durch den Teich fuhr wie ein Fluch.

„Zurück,“ flüsterte mein Restverstand.

„Vorwärts,“ sagte die Dummheit, mein alter Freund.

Wir nahmen Anlauf. Das halbe Pferd warf den Kopf, die Nüstern rauchten, und wir schossen los. Hinter uns brach das Eis, vor uns brach es auch, aber genau dort, wo unser Huf landen wollte, trug es eine Sekunde länger – gerade genug. So kamen wir ans Ufer. Zwei Holzfäller fielen auf die Knie, ich verbeugte mich im Sattel. „Nicht der erste Sonntag, an dem der Herr gnädig ist,“ sagte ich.

Weiter.

Am Waldrand stand die Mühle des besagten Hackers. Rad festgefroren, Bach still, Tür angelehnt. Ich hielt an. Das Pferd stampfte und funkelte das Gebäude an, als wüsste es sehr genau, wem es seinen schlechten Haarschnitt verdankte. Ich stieg ab, band die Zügel an einen Pfahl. „Braver,“ murmelte ich, „ich besorge dir deinen Arsch zurück.“

Das Pferd blinzelte skeptisch: *Sicher*.

In der Mühle roch es nach feuchtem Holz, Staub und Schuld. Der Müller – ein Klotz in Menschengestalt, so breit wie sein Mahlstein – hockte auf einem Sack und kaute auf einer Ausrede. „Baron, das war ein Versehen,“ begann er, „die Maschine—“

„Die Maschine frisst Weizen,“ sagte ich, „nicht Hinterteile. Es sei denn, einer hat ein neues Brot erfunden, das nach Pferd schmeckt.“

Er schwitzte. „Der Winter, Herr Baron, ich... Opfer...“

Ich trat näher. „Wenn der Winter Opfer will, soll er sich an dich halten. Du bist fatter und langsamer.“

Seine Augen suchten die Tür. Meine Hand suchte seinen Kragen. Ich fand beides schneller. Ich hob ihn ein Stück an – gerade hoch genug, dass er merkte, wie dünn die Luft in der Wahrheit ist. „Wo ist es?“

Er zeigte. Hinten, an Haken. Ein klägliches Paket aus Fell, Fleisch, Haut – sauber gehackt, wie ein halber Sonntagsbraten für Riesen. Mir wurde schlecht und gleichzeitig nüchtern. Beides ist selten.

„Du nähst,“ sagte ich.

„Ich... was?“

„Du. Nähst. Jetzt.“

Die nächsten Stunden rochen nach Pech, Schweineborsten, Wundbrand und Gebet. Ich hielt, er stach, ich fluchte, er zitterte. Draußen scharrte die Vorderhand, drinnen schwitzte der Müller so sehr, dass der Mühlstein neidisch wurde. Ich goss Schnaps auf die Naht, dann auf meine Nerven, dann wieder auf die Naht. Der Faden riss dreimal. Beim vierten Mal hielt er, wahrscheinlich aus Angst.

Als wir fertig waren, trugen wir die Hinterhand wie eine hoffnungslose Wahrheit nach draußen. Das Pferd hob den Kopf, die Ohren stellten sich: Er kannte seinen verlorenen Teil. Ich legte die Stücke zusammen, wie ein schlechter Schreiner, der versucht, ein altes Haus mit Spucke zu reparieren. Der Müller nähte. Ich hielt den Atem. Der Himmel tat so, als sehe er weg.

Und dann stand es. **Ganz**. Wacklig. Unschön. Zusammengestrickt gegen jede Vernunft. Aber ganz.

Ich lehnte die Stirn an den Hals. „Du schöner Bastard,“ flüsterte ich, „du gehst nicht ohne mich.“

Das Pferd atmete lang aus, als hätte es gerade eine Rede gehalten. Dann trat es einen Schritt vor – links vorn, rechts hinten, alles im Takt. Es **ging**.

„Was schulde ich?“ fragte der Müller, das Gesicht blass wie Mehl.

Ich lächelte freundlich. „Nur dies: Wenn du noch einmal Opfergaben an den Winter verteilst, opfere zuerst deine Zunge.“

Er nickte, als hätte er gerade die Gebote neu gelernt.

Wir ritten los. Ich saß vorsichtig – ein falscher Ruck, die Naht könnte schreien. Der Pfad war plötzlich still, als lauschte der Wald, ob die Welt noch zusammenhielt. Sie hielt. Schritt. Schritt. Atem. Schritt.

Am Dorf war schon Marktzeit. Die Nachricht eines halben Pferdes verbreitet sich schneller als die Pest und hat denselben Effekt: Alle wollen es sehen, keiner will's haben. Kinder sprangen, Frauen zischten, Männer sagten „unmöglich“ mit jener Stimme, mit der Männer immer „ich hab Angst“ sagen. Ich parierte vor der Schenke. Der Wirt sah mich an, der Krug in seiner Hand stand still wie ein bekehrter Sünder.

„Baron,“ sagte er, „ihr lebt.“

„Schlimmer,“ sagte ich. „Ich funktioniere.“

Jemand bat um die Geschichte. Natürlich taten sie das. Sie wollen immer den Film, nie den Abspann. Also stieg ich ab, klopfte meinem Gaul die Schulter, spürte die Wärme unter der Narbe – Leben ist ein trotziges Tier – und stellte mich auf die Stufe.

„Hört zu,“ sagte ich, „und lernt: Ein Mann braucht nicht alle Teile, um anzukommen. Er braucht **Willen** und ein bisschen Pech, das bereit ist, sich in Glück umzunähen. Der Rest ist Lärm.“

Ich erzählte. Ich erzählte den Bach, die Mühle, die Naht, das Eis, die Holzfäller. Ich ließ aus, wie meine Hände gezittert hatten, wie mir der Magen gekrampft war, als ich das Fleisch sah. Das behalten wir für den nächsten Morgen, wenn der Mond wieder glotzt. Heute gab's nur den Stoff, der warm hält: die Unmöglichkeit, die trotzdem funktioniert.

Als der Applaus kam (ja, Applaus – Bauern klatschen mit derselben Inbrunst, mit der sie fluchen), hob ich die Hand. „Noch etwas,“ sagte ich. „Wenn euch einer erzählt, man sei nur etwas wert, wenn man ganz sei – zeigt auf meinen

Gaul. Wenn euch einer sagt, man sei nur ein Mann, wenn nichts fehle – zeigt auf mich. Ich habe Löcher, innen und außen, und ich reite trotzdem.“

Der Wirt stellte mir einen Krug hin, groß wie die Hoffnung eines Bettlers. Ich trank. Es schmeckte nach Metall und Morgen, nach Blut und Brot. Ich trank noch mal.

Das Pferd draußen stampfte. Ich trat hinaus, legte die Stirn noch einmal an seinen Hals. „Wir zwei,“ sagte ich leise, „wir sind ein Fehler, der geht.“

Es blinzelte. Der Winter sah kurz rüber und tat so, als hätte er was im Auge.

Später – die Sonne stand tief, der Himmel sah aus, als hätte ihn jemand mit kaltem Wasser gewaschen – ritt ich noch einmal durch die Gasse. Langsam. Nicht als Triumphzug, eher wie ein ausgeräumter Mann, der den Stuhl zurück an den Tisch schiebt. Die Kinder liefen hinterher, zählten Nähte. Einer rief: „Baron, ist das Kunst?“

Ich drehte mich im Sattel. „Nein, mein Junge. Das ist **Trotz**. Kunst kommt später, wenn einer darüber lügt.“

Und weil der Tag ohne eine letzte Dummheit nicht mir gehört, lenkte ich zum Dorfteich, wo morgens das Eis gesungen hatte. Ich ließ den Gaul die Kante berühren. Er schnaubte. Ich nickte. „Nein,“ sagte ich. „Heute nicht. Wir haben schon genug getan, was nicht gehen sollte.“

Wir wandten uns ab. Schritt. Schritt. Der Abend roch nach Rauch aus Küchen und nach dem letzten Licht. Ich dachte an all die Dinge, die mir im Leben fehlten, und an die paar, die geblieben waren. Ein Pferd. Eine Lüge. Ein Krug. Ein Mond, der zu spät antwortet. Und ein Körper, der trotz allem vorwärts will.

In der Schenke später, als der Ofen seufzte und der Krug wieder schwer war, fragten sie: „Baron, wie habt ihr’s gemacht?“

Ich lächelte und zuckte mit den Schultern. „Wie immer,“ sagte ich. „Ich bin losgeritten, bevor ich wusste, ob ich ankomme. Und unterwegs hab ich’s mir zusammengenäht.“

Draußen stampfte mein Gaul. Drinnen stampfte mein Herz. Und irgendwo, weit über der Mühle, tat der Winter so, als hätte er uns nicht gesehen.

Prost.

Mein eigener Hintern als Rettungsanker

Der Sumpf stank nach verfaulten Träumen. Und ich mittendrin. Jeder Schritt war ein falscher. Erst die Stiefel im Dreck, dann die Beine, dann der Bauch. Es war wie ein langsames Saufen – du merkst, wie du runtergezogen wirst, aber aufhören kannst du auch nicht. Ich schrie, fluchte, ruderte, doch der Morast lachte nur und zog fester.

Hinter mir die Jäger, mit ihren Flinten, ihre Augen voller Hass, weil ich angeblich Geschichten über ihre Frauen erzählt hatte (die ich mir vielleicht ausgedacht hatte... oder auch nicht). Sie blieben am Rand, grinsten und sahen zu, wie ich tiefer sank. „Lass ihn,“ sagte einer, „der Baron wird Moorfutter.“

Ich fluchte: „Ihr feigen Hunde! Kommt her und zieht mich raus!“ Aber sie lachten nur, warfen einen Stein, der neben mir platschte, und verschwanden zwischen den Bäumen. Typisch. Immer wollen sie meine Geschichten hören, aber wenn's ernst wird, bleibt der Baron allein.

Das Wasser stieg mir bis zur Brust. Kalt, stinkend, schwer. Ich dachte: „So also sterben die großen Lügner – im Dreck, mit Schlamm in der Hose, ohne Applaus.“ Kein Lied, kein Denkmal, nur Blubbern. Ich strampelte. Vergebens. Ich sank.

Dann, verzweifelt, versuchte ich alles. Ich griff nach Ästen – zu weit. Ich schlug mit den Armen – der Sumpf sog sie sofort wieder runter. Ich schrie nach meinem Pferd – das Vieh hatte sich längst in Sicherheit gebracht, der klügere Teil der Partnerschaft.

Die Kälte biss. Meine Muskeln wurden schwer, der Kopf dröhnte. Ich war schon halb unter, als der Wahnsinn kam. Der Wahnsinn, mein alter Bruder. Er flüsterte: „Zieh dich selbst raus.“
„Wie denn?“ röchelte ich.
„Mit deinem eigenen Arsch.“

Und da tat ich's. Ich packte mein Haar, stemmte die Beine in den Sumpf, krümmte den Rücken, als wollte ich mir die Wirbelsäule brechen – und zog. Ich zog mich, Stück für Stück, raus. Mein Hintern, das letzte, freie Stück Fleisch, stemmte sich gegen den Rand. Es war grotesk, lächerlich, unmöglich – und genau deshalb funktionierte es.

Mit einem Schmatzen, einem lauten, widerlichen Furzgeräusch, das klang, als lache die Erde selbst, flog ich raus. Ich landete am Rand, keuchend, voller Dreck, stank wie die Hölle – aber frei. Mein Hintern hatte mich gerettet.

Ich lag da, lachte wie ein Wahnsinniger, und rief in den Wald: „Schreibt das in eure Chroniken, ihr Narren! Der Baron hat überlebt – dank seines Arsches!“

Am Abend in der Schenke erzählte ich die Geschichte. Sie wollten's nicht glauben. Sie sagten, ich spinne, ich sei verrückt, ich übertreibe. Ich stand auf den Tisch, zog mir die Hose ein Stück runter und brüllte:

„Hier! Hier sitzt der wahre Held! Nicht im Herzen, nicht im Kopf, nicht in der Brust – hier, mitten in den Backen! Das ist mein Rettungsanker!“

Die Männer gröhlten, die Frauen schüttelten den Kopf. Ein alter Bauer murmelte: „Der Mann hat recht. Am Ende rettet uns nur das, was wir selber tragen.“

Ich prostete ihm zu. „Genau, Alter! Ein jeder von uns trägt seinen eigenen Anker! Manche im Kopf, manche im Bauch, manche im Sack – ich eben im Arsch!“

Die Krüge klirrten. Der Wein floss. Und während draußen die Nacht wieder lauerte, saß ich da, lachte, soff, und wusste: Heute hatte ich die Welt wieder einmal mit der lächerlichsten Wahrheit besiegt.

Später, als ich rausging, der Himmel dunkel, der Mond blass, stand ich noch mal am Waldrand. Ich sah zurück zum Moor. Es dampfte, es blubberte, als wolle es sagen: „Nächstes Mal, Baron, krieg ich dich.“

Ich zog meinen Mantel enger, klopfte mir den Hintern, grinste und rief: „Nicht solange ich meine Backen hab, Alter! Nicht solange!“

Dann ging ich zurück zur Schenke, wo der Krug auf mich wartete.

Winter, Frost und eine Pfeife, die nie ausging

Der Winter kam wie ein alter Feind: ohne Ankündigung, ohne Gnade, mit Zähnen aus Eis, die dir jedes Stück Hoffnung aus den Knochen nagten. Alles erstarrte. Der Boden war so hart, dass selbst die Hufe meines Pferdes funken schlugen. Die Bäume standen wie erfrorene Säuler, die im Stehen gestorben waren, und der Wind fuhr mir durch den Mantel wie ein Messer durch Butter.

Ich hatte nichts außer einem mageren Pferd, einem fast leeren Weinschlauch und – meiner Pfeife. Sie war alt, aus Birkenholz geschnitzt, mit einem Riss im Kopf und Spuren von hundert Zähnen an ihrem Stiel. Aber wenn ich sie anzündete, dann lebte etwas in mir auf. Sie war mein Herzschlag in kalten Nächten, mein einziger Freund, wenn die Welt ein Grab war.

Ich erinnere mich an diese eine Nacht. Ich war allein in der Steppe, Schnee bis zur Hüfte, und der Himmel hing tief, als wolle er mich ersticken. Ich hatte nichts zu essen, fast nichts zu trinken, und das Pferd sah mich an, als rechne es schon aus, wie viele Tage es dauern würde, bis ich mir überlege, wer von uns zuerst dran glauben muss.

Also zündete ich die Pfeife an. Ein Funke, ein Zug, und der Rauch stieg auf wie ein trotziges Zeichen an den Himmel: „Noch nicht, du Bastard.“ Der Wind wollte sie ausblasen, aber sie hielt. Immer hielt sie. Ich sog an ihr, als hinge mein Leben daran, und vielleicht tat es das auch.

Der Frost biss in meine Finger, aber die Glut brannte weiter. Ich lachte. „Schaut her,“ murmelte ich in die Nacht, „ihr könnt mir den Wein nehmen, ihr könnt mir das Fleisch nehmen, ihr könnt mir sogar die Frauen nehmen – aber nicht meinen Rauch!“

Und so stapfte ich weiter, Zug für Zug, Schritt für Schritt, Rauchfahne für Rauchfahne. Jedes Mal, wenn der Wind kam, hielt ich die Hand schützend über die Pfeife, wie ein Vater über sein krankes Kind. Und jedes Mal glomm sie wieder auf.

Irgendwann stieß ich auf ein Dorf. Oder das, was davon übrig war. Ein Haufen Hütten, die aussahen wie alte Zähne in einem schwarzen Mund. Kein Licht, kein Lachen, nur Rauch, der aus Schornsteinen kroch wie letzter Atem. Ich ging hinein, klopfte an die erste Tür. Nichts. An die zweite. Nichts. Bei der dritten öffnete eine Frau, bleich, eingefallen, mit Augen wie zwei Löcher in der Nacht.

„Feuer,“ krächzte sie, „habt Ihr Feuer?“

Ich grinste und hielt ihr meine Pfeife hin. „Mehr Feuer, als du vertragen kannst.“

Sie zog die Glut mit einem Strohhalm in ihre Herdmulde, und plötzlich loderte ein schwaches Licht auf. Kinder kamen aus den Schatten, Männer krochen hervor, alle mit Gesichtern wie Tote. Sie hatten kein Holz mehr, keine Kohlen, nichts. Nur meine Pfeife, mein störrischer kleiner Glutklumpen.

Die Nacht füllte sich mit Wärme. Nicht viel, aber genug, dass sie wieder atmen konnten. Sie setzten mich an den Tisch, gaben mir Suppe – dünn wie Wasser, aber ich schwor, es war der beste Eintopf meines Lebens – und sahen mich an, als sei ich der verdammte Heilige Nikolaus.

„Baron,“ sagte der Älteste, „wie habt Ihr das geschafft? Diese Pfeife... sie brennt, auch wenn der Himmel selbst sie ausblasen will.“

Ich lachte, zog noch einmal daran, und der Rauch kringelte sich wie ein tanzender Teufel in der Hütte. „Ganz einfach,“ sagte ich. „Die Pfeife weiß, dass ich sterbe, wenn sie ausgeht. Und ich weiß, dass sie stirbt, wenn ich’s tue. Wir halten uns gegenseitig am Leben. Nennt es Liebe, nennt es Abhängigkeit – ich nenne es Notwendigkeit.“

Ich blieb drei Tage in diesem Dorf. Drei Tage, in denen meine Pfeife das einzige Feuer war, das sie hatten. Ich rauchte sie, sie reichten mir Tabak – was von altem Laub, Moos und ein bisschen getrocknetem Mist übrig war. Es schmeckte wie der Teufel, aber es brannte. Und das war genug.

Am dritten Tag stand ich auf, schulterte meinen Mantel und sagte: „Gut, ihr Lebenden, ich muss weiter. Der Winter ruft nach mehr Opfern, und ich will sehen, ob er mich diesmal kriegt.“

Die Frau, die mich zuerst empfangen hatte, hielt mich am Arm. „Baron, nehmt wenigstens unser Brot.“

Ich schüttelte den Kopf. „Behaltet es. Ihr braucht’s mehr als ich. Ich hab meine Pfeife. Und glaubt mir: Mit Rauch im Bauch lebt man länger als mit Brot im Magen.“

Sie weinte. Aber ich ging. Ich gehe immer.

Später, auf dem Weg durch den Wald, zischte der Wind mir ins Gesicht, der Frost legte mir Eiszapfen in den Bart, und das Pferd stolperte fast vor Erschöpfung. Ich lachte, hustete, zog an der Pfeife – und da war sie, die Glut. Immer. Ein kleiner, störrischer Herzschatz gegen den Tod.

Ich hob sie zum Himmel, brüllte: „Na, Winter? Das ist alles, was du hast? Ein bisschen Frost? Ein bisschen Wind? Ich hab mehr Feuer in dieser Pfeife, als du je löschen kannst!“

Und irgendwo, tief in der Dunkelheit, glaube ich, lachte der Mond.

Mit Bären tanzen, weil keiner sonst zuhört

Es gibt Abende, da redest du gegen Wände, und die Wände haben mehr Einfühlungsvermögen als die Leute. Ich hatte so einen. Drei Schenken, sechs Krüge, zwölf Geschichten, dreizehn Beleidigungen, und am Ende sahen sie mich an, als wäre ich ein betrunkenen Hahn, der den Morgen verschlafen hat. Also raus. Nachtluft, kalt und ehrlich. Der Wald stand da wie eine Horde alter Gläubiger, die auf ihre Schulden wartet.

Ich stapfte hinein, das Pferd hinter mir, müde, beleidigt, als hätte es die besseren Pointen. „Halt die Klappe,“ murmelte ich, „heute red ich nicht mehr mit Menschen. Die sind zu nüchtern dafür.“ Und da hörte ich es: ein tiefes Scharren, als ob einer die Erde mit einem Löffel ausgraben wollte, und dazu ein Brummen, das mir die Rippen zu Akkordeons faltete.

Der Bär trat aus dem Unterholz wie ein verirrter Türsteher Gottes. Schwarz, massig, der Atem sah aus wie zwei kleine Wolken, die sich raufen. Er hob den Kopf, schnupperte an meiner Existenz und verzog das Maul, als hätte er schon schlechtere Entscheidungen getroffen, aber nicht viele. Ich hob die Hand. „Guten Abend, Majestät. Ich bin der Baron und heute in schlechter Gesellschaft. Du bist die bessere Hälfte.“

Er kam näher. Das Pferd machte einen Schritt nach hinten und erinnerte sich plötzlich an statistische Sterblichkeit. Ich blieb stehen. Ich hatte keine Kugeln, nur noch einen Rest Tabak, die Pfeife, ein Messer, einen gemarterten Rücken und einen Ruf, der lauter war als mein Verstand. „Hör zu,“ sagte ich zum Bären, „ich hab keinen Streit mit dir. Aber die Nacht will eine Geschichte, und ohne dich wird sie langweilig. Also tanzen wir. Einmal. Du führst.“

Das Ding mit Bären ist: Sie sind wie Wahrheiten. Du kannst sie nicht überreden, nur überstehen. Er richtete sich auf, groß wie eine Kirche, und ich dachte: „Na toll, der Himmel hat Humor.“ Dann stand er wieder auf allen vieren und schob mich mit dem Blick in eine unsichtbare Ecke. Ich tat, was alle anständigen Idioten tun: Ich ging einen Schritt auf ihn zu.

„So fängt man keinen Tanz an,“ hätte jede Frau gesagt. Aber der Bär war keine Frau. Er brummte, ich brummte zurück – ein Ton, der mehr nach Flasche klang als nach Kehlkopf. Ich nahm die Pfeife, zündete sie, zog, und eine kleine Glut sprang auf wie ein zorniger Floh. Der Rauch stieg direkt in sein Gesicht. Der Bär schielte, schnaubte, nieste. Und ich schwöre, das war der erste Applaus.

„Na gut,“ knurrte ich, „Walzer wird’s keiner. Sagen wir: Zweivierteltakt, ohne Musik, mit Todesangst.“ Ich steckte die Pfeife ins Maul, ließ die Handschuhe fallen, hob die Arme und machte einen Schritt links herum, als wäre ich der schlechteste Tänzer in einem sehr hungrigen Ballsaal.

Der Bär setzte die Pfote, schwer und doch zart, direkt vor meine Stiefel. Ich wich aus – ein Hauch, nicht mehr – und wir begannen zu kreisen. Nicht schön. Aber wahr. Der Boden knirschte, der Schnee röchelte, der Wald hielt den Atem. Mein Herz trommelte die Begleitung, und irgendwo in der Ferne hämmerte ein Specht, als gäbe er das Tempo vor.

Wir kreisten. Ich sah seine Augen – schwarz, aber nicht leer –, ich roch sein Fell – warm, eisenhaltig, als hätte jemand Blut mit Honig verrührt. Ich redete, weil ich immer rede, wenn’s still wird: „Hör zu, Alter. Ich hab heute in drei Schenken die Wahrheit verschenkt, und keiner wollte sie. Es war die gute Wahrheit, verpackt in Lüge, so wie ich’s kann. Doch sie hatten den Löffel zu weit im Hals. Deshalb bist du dran. Tanzen wir die Wahrheit. Kurz, schmerzhaft, ohne Publikum.“

Der Bär machte keine Einwände. Er atmete mir ins Gesicht – Wald, Winter, Altertum – und ich merkte, wie mein Körper sich endlich auf etwas Konkretes einließ: nicht auf Meinungen, nicht auf Rechnungen, nicht auf schmutzige Blicke. Auf Gewicht. Auf Nähe. Auf das große, alte „Da“.

„Los,“ flüsterte ich. „Führ mich.“ Er führte. Eine Pranke, die an meinem Mantel schnupperte, ihn hob, mich drehte, mich prüfte wie ein Pfandleiher. Ich wich, ich rutschte, ich fand wieder Stand. Eine Sekunde lang waren wir ein System: sein Gewicht, mein Trotz, der Frost als Orchester.

Dann passierte es. Er wurde neugierig. Nicht hungrig – neugierig. Er hob sich, ich hob die Arme, und für einen absurden Herzschlag lag seine linke Pranke in meiner rechten, seine rechte an meiner Schulter, meine linke am Nichts, das zwischen uns vibrierte. Wir standen so, lächerlich, gefährlich, zärtlich. Ich roch meinen eigenen Angstschweiß und musste lachen.

„Siehst du,“ keuchte ich, „das ist Nähe. So nah war mir seit Wochen keiner, der nicht Messer im Blick hatte. Du hast nur Hunger. Das ist ehrlicher.“

Er brummte, tief, und ich fühlte den Ton in meinen Knochen. Ich machte zwei kleine Schritte, als würde ich eine unsichtbare Melodie kennen. Er folgte, irritiert, aber ohne mich zu zerfetzen. Wir wogten. Ich spürte, wie meine Knie wählten zwischen Flucht und Rhythmus – ich entschied mich für das Geräusch

der Tritte im Schnee, dieses „tsch-kr, tsch-kr“, so alt wie jede Kneipendiele der Welt.

Das Pferd gab einen lautstarken Kommentar ab, der sinngemäß hieß: *Werd doch nicht lyrisch, du stirbst gleich*. Ich ignorierte es. Ich hob die Pfeife, blies dem Bären eine dünne Fahne ins Gesicht. Er nieste wieder. Ein Witz. Ein echter. In der Wildnis.

„Gut,“ sagte ich, „zweiter Teil: die Figur ‚Du willst mich fressen, ich will dich verstehen‘.“ Ich drehte ab, er setzte nach, die Pranke kam, ich duckte mich, spürte Luft, die nach Metall schmeckte. Er riss mir den Mantel an, riss ihn **nicht** auf. Ich verstand: Wir testen Grenzen. Ich lachte, er brummte. Wir waren uns einig, dass Einigkeit nicht nötig war.

So tanzten wir, zwei Idioten, ein paar unbewegliche Tannen als Publikum, der Mond als stiller Dirigent. Mir wurde warm, blödsinnig warm. Das kommt davon, wenn du die Angst kurzzeitig in Arbeit umwandelst. Ich redete, leise: „Weißt du, Bär, unter Menschen musst du immer liefern. Pointe, Moral, Trost. Bei dir reicht es, nicht sofort zu sterben. Das ist der beste Vertrag, den ich seit Jahren unterschrieben habe.“

Er setzte sich plötzlich, wiegen-schwer, und schnaufte. Ich blieb stehen, der Atem hing zwischen uns wie eine Armbrustsehne. Der Bär blinzelte, langsam, als schlosse er eine Akte. Ich blinzelte zurück. „Pause?“ fragte ich. Er senkte den Kopf, brummte von unten her, ein Geräusch, das sich anfühlte wie eine alte Decke über kalten Füßen.

Ich setzte mich auch. Nicht zu nah. Nah genug. Die Pfeife glomm. Ich hielt sie ihm hin, Beine angewinkelt, den Rücken an einem Stamm. Er schnupperte an dem kleinen, heißen Mundstück, zuckte zurück, wie ein Kind, das an einer Kerze leckt und merkt, dass Feuer kein Essen ist. Ich grinste. „Kein Futter. Nur Erinnerung.“

Wir saßen. Ich erzählte ihm, halblaut, von Konstantinopel, das wir später eh noch übersaufen würden. Von Wölfen, die man essen muss, wenn man leben will. Von Kanonenkugeln, die sich reiten lassen wie sehr launische Pferde. Von Frauen, die dich ausziehen, indem sie dich anziehen. Von Nächten, die größer sind als jeder Morgen. Der Bär hörte zu, wie Bären zuhören: still, unbeteiligt, vollkommen da. Keine Fragen. Keine Ratschläge. Nur dieses große, warme Dasein, das dir sagt: *Du bist lächerlich – und lebendig*.

Irgendwann fiel mir auf, dass ich frierte, obwohl ich schwitzte. Diese Sorte Kälte, die von innen kommt, wenn die Glut zu klein wird. Ich schabte ein bisschen Harz von einer Fichte, stopfte es mit altem Tabak und einem Fetzen Hemd in die Pfeife, zündete, sog, und die Flamme machte einen kleinen, beleidigten Knicks – blieb aber. Ich hielt die Hand drüber, als wäre es ein verletzter Vogel.

„Ich muss weiter,“ sagte ich schließlich. „Du hast mich zuhören lassen, mehr als jede Schenke. Danke.“ Der Bär stand auf, ohne Theater. Ich auch. Wir sahen einander an, zwei schlechte Tänzer, die den Takt wenigstens nicht ganz verloren hatten. Er machte einen Schritt, groß, weg von mir, dann noch einen. Ich hob die Hand, und es sah aus wie ein Segen, aber war nur ein *Auf Wiedersehen, falls wir es verdienen.*

Das Pferd trat näher, als hätte es den Mut gepachtet, jetzt, wo der Kredit abgelaufen war. Ich tätschelte den Hals: „Einmal im Leben tanzt du mit der Wirklichkeit – und sie beißt nicht. Schreib’s dir auf, Bursche.“ Das Pferd kaute auf nichts, brachte aber einen zustimmenden Laut hervor, der sich nach Heu sehnte.

Wir traten den Rückweg an. Der Wald atmete wieder, so wie eine Stube nach dem Gelage: scharf, vernünftig, langweilig. Hinter mir knirschten Spuren nebeneinander: Huf, Stiefel, Pranke. Das war fast zu poetisch, um wahr zu sein. Ich lief extra krumm, damit es nicht kitschig wurde.

Am Dorfrand brannte eine Laterne, gelb, klein, ein menschliches Herz im Glas. Vor der Schenke stand der Wirt und kratzte Eis vom Schild, auf dem in Schnörkeln „Zum Goldenen Wind“ stand. Lüge. Nichts daran war golden. Er sah mich, sah die Schrammen am Mantel, den Dampf, der aus mir hochstieg, als hätte ich im Bauch ein Strickfeuer. „Baron,“ sagte er, „ihr seht aus, als hättet ihr die Hölle geküsst.“

„Hab ich,“ sagte ich. „Sie hat zurückgeküsst und war reinlicher, als gedacht.“ Er zwinkerte nicht. Wir hatten diesen Teil unserer Beziehung längst hinter uns. „Trinken?“ „Wenn du fragst, ist es zu spät,“ sagte ich und trat ein.

Drinne roch es nach Bier, Kohl, nassem Hund und Schuld. Die Männer schauten, die Frauen schauten genauer. „Was war draußen?“ fragte einer, dessen Mut immer an die Anwesenheit anderer gebunden war. Ich ließ den Mantel am Nagel schrumpfen, stellte die Pfeife auf den Tresen, als

wäre sie eine Trophäe, und sagte: „Walzer mit einem Bären. Zwei Takte Natur, ein Takt Angst, zwischendurch Atmen.“

Gelächter, das keins war. „Baron, ihr spinnt.“

„Ja,“ sagte ich, „und besser als ihr.“ Ich nahm den Krug, den der Wirt schweigend hingestellt hatte, trank, setzte ab. „Wollt ihr die Geschichte oder den Beweis?“

„Beweis,“ rief einer, froh, dass er clever klang.

Ich drehte mich um, trat hinaus, kehrte zurück, hielt ihnen in der Hand das Ding hin, das auf der Schwelle gelegen hatte: eine einzelne, gebrochene Krallenklammer, schwarz, gewölbt, groß wie ein Taschenmesser. Ich legte sie auf den Tresen.

Der Raum wurde eine Sekunde lang ein Friedhof, dann atmete er wieder.

„Er hat sie verloren,“ sagte ich, „als er tanzte. Ich schenke sie dem Haus. Vielleicht hilft's eurem Bier, bäriger zu werden.“

Sie starrten. Jemand bekreuzigte sich gegen den Aberglauben, jemand anders gegen die Wahrheit. Der Wirt nahm die Krallenklammer, wog sie, legte sie in ein Regal, als stünde da seit immer ein Platz dafür. „Auf's Haus,“ sagte er nur und füllte nach.

Ich erzählte. Nicht alles, nicht zuviel. Gerade so, dass sie am Ende meinten, sie seien dabeigewesen, ohne einen Schritt vor die Tür gemacht zu haben. Und als sie lachten, lachten sie diesmal richtig – nicht, weil ich übertrieben hatte, sondern weil ich weniger gelogen hatte als sonst. Bären sind da hilfreich: Sie sind der Teil vom Märchen, den die Wahrheit geschrieben hat.

Später, sehr später, als der Ofen Leerstellen in die Glut starrte und der letzte Schnaps ein Angebot machte, das kein Morgen halten kann, ging ich wieder hinaus. Die Luft schnitt. Ich sah zurück in den Wald. Nichts. Nur Nacht. Aber ich wusste, da war etwas. Ein schwerer, langsamer, alter Freund, der heute einmal nicht fraß, sondern **verstand**.

Ich rauchte die Pfeife bis auf Splitter, legte sie in die Jacke und sagte leise zum Himmel: „Wenn keiner zuhört, tanze mit dem Bären. Er urteilt nicht, er zählt nur Schritte.“ Der Mond tat, was er immer tut: er vergaß zu nicken. Ich nahm es als Zustimmung.

Ich schlief an der Stallwand ein, den Kopf auf dem Sattel, das Pferd dicht, der Rauch in der Wolle, die Krallenklammer hinter der Schankwand, und eine Musik, die nur aus drei Dingen bestand: Atem, Herz, Schnee. Reicht. Für eine Nacht. Für ein Kapitel. Für einen Mann, der zuviel redet und einmal kurz nicht sterben musste.

Am Morgen fragte der Wirt, ob ich das Ding mit dem Bären noch mal machen könne – die Gäste würden zahlen. „Nein,“ sagte ich. „Tanzen ist kein Trick. Es ist bloß Gnade, die man nicht zweimal an demselben Ort bekommt.“

Er nickte. Er verstand nichts. Das war tröstlich.

Ich sattelte, ich trank, ich ging. Und der Wald sah mir nach, als hätte er einen besseren Witz gemacht als ich.

Eine Stadt im Bauch meines Magens

Es gibt Nächte, da frisst du die Welt – und sie frisst zurück. Ich hatte einen dieser Abende in Riga, vielleicht war's auch Moskau, vielleicht nur irgendein gottverlassener Flecken, wo die Straßen nach Urin rochen und die Frauenaugen glänzten wie billige Münzen im Kerzenlicht. Jedenfalls: Ich hatte getrunken. Mehr als erlaubt, weniger als nötig. Und in meinem Bauch tobte etwas, das größer war als ich selbst.

Ich schwör's: Ich spürte, wie mein Magen anfang, zu wachsen. Nicht dieses kleine Rumoren nach einer schlechten Suppe, nein – das war ein Bauprojekt. Da wurden Straßen gepflastert, da wurden Türme hochgezogen, da klopften Hämmer, da schrien Arbeiter. Ich hörte es. Ich fühlte es. Ich war ein wandelnder Bauplatz, und das Fundament war Schnaps.

Zuerst kamen die Straßen. Ich spürte, wie sich mein Magen dehnte, als würden Pflastersteine verlegt, eng, gerade, mit diesem Rhythmus von Schlägen, der dir die Zähne aus den Ohren treibt. „Tack-tack, tack-tack.“ Ich lag auf einer Bank in der Schenke, während die anderen noch tranken, und ich schwitzte, weil ich wusste: Da drin passiert mehr als Verdauung. Da baut jemand ein verdammtes Straßennetz.

Dann die Häuser. Ziegel für Ziegel, Wände für Wände. Ich hörte sie, ich roch sie, gebrannt, rot, warm. Und plötzlich hatte ich das Gefühl, ich müsse aufstoßen – und mit dem Rülps kam ein Glockenschlag. Ein echter, tiefer, hallender Ton, der allen im Raum das Bier in den Krügen zittern ließ. Die Leute schauten, ich grinste. „Nur mein Magen,“ sagte ich, „da baut einer eine Kirche.“

Und tatsächlich: Da drinnen, unter meinen Rippen, erhob sich ein Dom. Spürte ich, wie die Türme an meiner Speiseröhre kratzten? Ja. War es schmerzhaft? Scheiß ja. Aber ich war stolz. Wer sonst trägt gotische Architektur unter der Haut?

Die Stadt wuchs. In meinem Bauch entstand ein Markt, voll Stimmen, Gelächter, dem Rufen von Händlern. Ich hörte sie. „Fische! Brot! Wein!“ – *Wein?* rief mein Magen. „Natürlich Wein!“ Ich kippte den nächsten Krug hinterher, und da unten floss er über den Marktplatz wie ein kleiner roter Fluss. Die Bürger jauchzten, die Kinder sprangen hinein, die Alten weinten vor Dankbarkeit.

Ich stand schwankend auf, brüllte: „Ich bin euer Gott! Trinkt, solange der Fluss läuft!“ Die Schankstube verstummte, alle sahen mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Aber ich wusste: Ich hatte ihn gefunden. In meinem Bauch, in dieser Stadt, die lebte.

Die Wirtin kam, verschränkte die Arme. „Baron, Ihr habt wieder zuviel.“ „Nein, Weib,“ sagte ich, „ich habe zu wenig. Eine Stadt verlangt nach mehr als ein Krug.“ Und ich bestellte noch drei.

In der zweiten Nacht kamen die Wölfe. Immer kommen die Wölfe. Sie schlichen um die Stadt in meinem Bauch, heulten, kratzten, wollten die Mauern einreißen. Ich hörte sie, ich spürte ihre Krallen im Unterleib, und ich wusste: Wenn ich sie nicht abhalte, fällt alles zusammen.

Also soff ich weiter. Jeder Schluck war ein Soldat, jede Flasche eine Kanone. Ich stand in der Schenke, schwankte, schrie: „Zum Angriff!“ und spürte, wie meine Leber zur Festung wurde, wie meine Rippen sich zu Wällen formten. Die Wölfe prallten ab. Und drinnen, in mir, jubelten die Bürger.

Ein Mann im Raum, ein kleiner Beamter mit Hakennase, rief: „Ihr seid verrückt!“ „Nein,“ sagte ich, „ich bin der Bürgermeister meines eigenen Magens. Und das ist mehr, als du je sein wirst.“

Gelächter, halbes Mitleid, halbe Angst. Aber ich wusste: Ich hatte gewonnen.

Am dritten Tag wuchs die Stadt weiter. Sie bekam eine Bibliothek – Bücher aus Brotkrumen, Geschichten aus altem Tabakrauch. Sie bekam eine Kaserne – meine Adern waren die Straßen, mein Herz der Trommelwirbel. Ich lag auf dem Rücken in der Gasse, kotzte halb in den Schnee, und spürte, wie unten drin ein Glockenspiel erklang, als hätten die Bürger ein Fest zu meinen Ehren gestartet.

„Baron,“ flüsterte einer der Säufer, „Ihr seid krank.“ „Nein,“ keuchte ich, „ich bin besiedelt.“

Doch jede Stadt hat ihren Untergang. Meiner kam in Form von zuviel billigem Branntwein. Ich kippte, ich soff, ich brüllte, und dann fühlte ich, wie die Häuser wackelten. Die Straßen brachen auf, die Türme stürzten. Meine Magenstadt bebte. Die Leute schrien, die Glocken läuteten Sturm, die Mauern fielen.

Ich rannte hinaus in den Hof, fiel auf die Knie und kotzte. Kotzte wie ein Vulkan, wie eine Revolution, wie der Untergang Trojas. Alles kam hoch – Wein, Brot, Galle, Glocken, Glockenspiele. Und im letzten Würgen hörte ich das Seufzen einer ganzen Stadt, die in Schutt und Asche versank.

Ich lag da, zitternd, leer, brennend. In mir: nur Trümmer. Auf meinen Lippen: Asche und Wein. Ich lachte. „So sterben Städte,“ flüsterte ich. „So sterben Imperien. Im Magen eines Mannes, der zuviel trinkt.“

Später, als ich zurück in die Schenke kroch, fragte mich die Wirtin: „Baron, was habt Ihr verloren?“

Ich lächelte, mit Blut und Wein im Bart. „Nur eine Stadt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Und was habt Ihr gewonnen?“

Ich hob den Krug, der mir hingestellt wurde. „Genug Platz für eine neue.“

Über Lügen, die wahrer sind als das Leben

Ich sag's euch gleich: Wahrheit ist ein müder Hund. Liegt auf der Straße, stinkt, kratzt sich die Eier und hofft, dass ihn einer streichelt. Aber keiner tut's. Zu langweilig. Zu gewöhnlich. Wer will schon den Hund? Alle wollen den Wolf, die Bestie, das Maul voller Zähne. Und genau das ist eine Lüge. Aber verdammt nochmal: Eine gute Lüge.

Ich hab früh gemerkt: Wenn du den Leuten die Wahrheit servierst, schieben sie den Teller weg. „Zu fad,“ sagen sie, „zu bitter.“ Gibst du ihnen aber eine Lüge – eine große, dicke, triefende Lüge –, dann fressen sie dir die Hände mit. Und wenn du's richtig machst, wenn du das Ding so verzierst, dass es klingt wie die Beichte eines Heiligen, dann rufen sie am Ende: „So muss es gewesen sein!“

Einmal saß ich in einer Schenke in Petersburg, ein Haufen Kaufleute um mich herum, alle satt, alle feist, mit Wampen, die aussahen wie Polsterstühle. Sie fragten mich nach meinen Reisen. Ich hätte ihnen die Wahrheit erzählen können: Dass ich in Riga fast erfroren bin, dass ich in Vilnius von Flöhen zerfressen wurde, dass ich in Moskau eine Woche lang auf der Straße gepennt

habe, weil kein Schwein meine Rechnungen zahlen wollte. Aber wer will das hören?

Also erzählte ich ihnen, dass ich auf einer Kanonenkugel nach Konstantinopel geritten bin. Die Augen wurden groß, die Münder offen. Einer ließ den Löffel fallen. Sie hingen an jedem Wort.

Und ich dachte: „Das ist der Trick. Die Lüge bringt dir Aufmerksamkeit, die Wahrheit bringt dir höchstens ein Kopfschütteln.“

Ein anderes Mal behauptete ich, ich hätte einen Hirsch erschossen, der einen ganzen Kirschbaum im Schädel trug. Schwachsinn, klar. Aber ich beschrieb die Szene so: Die roten Früchte tropften wie Blut, die Vögel flatterten heraus wie fliegende Gedanken, und als ich den Schuss abgab, sang der Baum ein letztes Lied. Sie saßen da, still, gebannt.

Ein alter Mann wischte sich eine Träne aus dem Bart. Wegen einer Lüge. Wegen einer verdammten, erfundenen Geschichte. Aber sie traf ihn tiefer als jede Predigt.

Und da wusste ich: Lügen sind wie Wein. Ein guter Jahrgang, ein bisschen gelogen, macht das Leben erträglich. Wahrheit ist Wasser: klar, gesund, aber nach drei Schlucken langweilig.

Natürlich werfen sie mir vor, ich sei ein Aufschneider. Ein Lügner. Ein Baron der Dichtung. Sie sagen, ich beschmutze den Namen der Wahrhaftigkeit. Ich sag ihnen: „Die Wahrhaftigkeit hat nie meinen Arsch aus dem Sumpf gezogen. Aber eine gute Lüge hat mir jedes Mal den Krug bezahlt.“

Denn das ist die Wahrheit: Lügen zahlen die Rechnungen. Wahrheiten füllen Gräber.

Ich erinnere mich an eine Frau in Warschau. Schön wie eine Sünde, teuer wie ein König. Sie fragte mich, ob ich je die Sterne berührt hätte. Ich hätte ihr sagen können: „Nein, ich bin nur ein alter Säufer, der kaum die Treppe hochkommt.“ Stattdessen nahm ich ihre Hand, legte sie auf meine Brust und sagte: „Ich hab sie alle in meinem Herzen. Hörst du, wie sie klirren?“

Sie weinte. Sie glaubte mir. Und für eine Nacht war ich mehr als ich war. War das eine Lüge? Natürlich. Aber sie war wahrer als das Leben, das uns sonst blieb: kalt, einsam, mit zu vielen Rechnungen am Morgen.

Manchmal, wenn ich allein sitze, mit der Pfeife im Mund und der Flasche in der Hand, frag ich mich, ob ich nicht doch besser still wäre. Einfach die Wahrheit sagen. Einfach sein, was ich bin: ein Mann, der zuviel säuft, zuviel redet, zuviel lebt. Aber dann hör ich wieder die Glocken meiner eigenen Geschichten, die lachen, die klirren, die mehr Gewicht haben als jedes „ehrliche“ Bekenntnis.

Die Wahrheit stirbt im Dunkeln. Die Lüge lebt im Licht. Sie tanzt, sie lacht, sie spuckt dir ins Gesicht – aber sie gibt dir einen Grund, weiterzumachen.

Also ja, ich bin ein Lügner. Aber ich lüge so, dass ihr euch selbst darin erkennt. Meine Lügen sind Spiegel, nur ein bisschen beschlagen vom Rauch. Ihr seht rein, ihr lacht, ihr weint – und glaubt mir am Ende mehr als jedem verdammten Priester.

Und wenn sie mich eines Tages ins Grab legen, dann sollen sie auf den Stein schreiben:

„Hier liegt der Baron von Münchhausen. Er hat gelogen. Und jede seiner Lügen war wahrer als euer Leben.“

Der Baron wird Bauer – und das Feld frisst ihn fast

Es kam der Tag, an dem ich dachte, ich müsste erwachsen werden. Ja, auch mir passiert so ein Blödsinn. Nach Jahren voller Suff, Kanonenkugeln, Bären und Lügen, die die Welt schöner machten als sie war, stand ich plötzlich da und dachte: „Vielleicht sollte ich etwas Solides machen. Etwas Handfestes. Etwas, das die Leute respektieren.“

Also kaufte ich mir ein Stück Land. Ein Feld, so groß wie mein Größenwahn und so fruchtbar wie ein alter Gaul – also gar nicht. Ich stand drauf, der Wind blies mir ins Gesicht, und ich rief: „Dies ist jetzt mein Königreich!“ Das Pferd schnaubte, die Krähen krächzten, und die Erde schwieg. Ich hätte die Stille deuten sollen. Aber ich Idiot grinste nur und dachte: „Ein Baron wird Bauer. Was kann schon schiefgehen?“

Am ersten Tag nahm ich den Pflug. Ich spannte das Pferd davor, packte die Griffe und stapfte los. Nach drei Metern hatte ich Blasen in den Händen, nach fünf Metern hasste ich die Sonne, nach zehn Metern hasste ich die Menschheit. Das Pferd zog, schnaufte, stolperte, und ich schrie wie ein Wahnsinniger: „Zieh, verdammt, zieh, sonst machen wir aus dir Gulasch!“

Doch der Boden lachte mich aus. Hart, trocken, voller Steine. Jeder Schritt war ein Faustkampf. Der Pflug sprang, der Griff schlug mir in den Bauch, und ich sah

Sterne, obwohl es Mittag war. Ich fiel ins Gras, röchelnd, schwitzend, und dachte: „So fühlt sich Arbeit an? Kein Wunder, dass die Bauern immer so mies gelaunt sind.“

Am zweiten Tag dachte ich: „Vielleicht liegt’s an der Technik.“ Ich kippte mir eine Flasche Wein hinter die Binde, steckte die Pfeife an und marschierte los. „Mit Schwung geht alles besser,“ redete ich mir ein. Nach zwanzig Schritten stolperte ich, landete kopfüber im Acker und schmeckte mehr Erde als ein Wurm.

Und da passierte es: Die Erde packte mich. Kein Scherz. Die Furchen rissen auf, Hände aus Lehm griffen nach mir, kalte Finger zogen an meinen Stiefeln. Ich strampelte, ich schrie, ich spürte, wie ich tiefer sank. Das Feld hatte beschlossen, dass es satt war von meinem Größenwahn. „Zurück in die Erde mit dir, Baron,“ knurrte es, „du bist Dünger, kein Bauer!“

Ich brüllte, zog, rang, und wieder einmal rettete mich nur mein verdammter Instinkt, irgendwo zwischen Verzweiflung und Idiotie: Ich griff in meinen Gürtel, zog das Messer und stach in den Boden. Immer wieder. Links, rechts, wild. Der Acker heulte, die Erde bebte, und ich spuckte Dreck und Flüche, bis sie mich endlich losließ. Ich kroch raus, schlammbeschmiert, stinkend, halb tot – aber frei.

In der Schenke lachten sie sich kaputt. „Der Baron will Bauer werden!“ gröhlten sie. „Das Feld frisst ihn auf, und er kotzt Erde wie ein Maulwurf!“ Ich hob den Krug, grinste mit schiefen Zähnen und rief: „Ja, lacht nur! Aber besser ein Bauer, den die Erde fast frisst, als ein Bauer, der nur auf ihr verreckt!“

Sie prosteten, sie lachten, sie riefen: „Baron, ihr seid verrückt!“ Und ich dachte: „Mag sein. Aber die Erde hat mich einmal verschluckt und wieder ausgespien. Das heißt: Ich gehöre nicht ihr. Ich gehöre mir. Und meinem Wein.“

Später, in einer dieser Nächte, in denen man mehr Rauch als Luft atmet, stand ich wieder am Feldrand. Der Mond hing bleich über den Furchen, der Wind strich kalt durch die Halme, und ich schwor, ich hörte sie wieder flüstern: „Komm zurück. Wir warten.“

Ich lachte, steckte die Pfeife an und rief: „Nicht heute, Acker! Nicht solange die Krüge voll sind! Vielleicht morgen. Vielleicht nie. Bis dahin friss deine Steine selbst!“

Und das Feld schwieg. Aber ich wusste: Es vergaß nicht.

Mit dem Papst um die Wette trinken

Manchmal, wenn du genug gesoffen hast, kommt dir die Realität so lächerlich vor, dass du denkst: *Scheiß drauf, ich spiel sie einfach neu*. So war's in Rom. Ich hatte keinen Grund da zu sein, außer dass mein Pferd den falschen Weg genommen hatte und ich nach zwei Tagen in einer Kutsche aufwachte, die nach Weihrauch und ranzigem Olivenöl stank.

Und plötzlich stand ich mitten im Vatikan. Weißer Stein, goldene Tore, Kardinäle mit Gesichtern wie vergilbte Grabplatten. Überall dieses Flüstern, dieses Gestikulieren, dieses ewige „Gott hier, Gott da“. Ich dachte nur: „Wenn euer Gott was taugen würde, hätte er mir jetzt schon ein Glas hingestellt.“

Ein Schweizer Gardist kam, spießiger Kerl mit einer Lanze länger als meine ganze Karriere, und fragte: „Wer seid Ihr?“

Ich grinste: „Baron von Münchhausen. Ein Mann mit mehr Durst als eure heiligen Schriften erlauben.“

Normalerweise hätten sie mich rausgeworfen. Aber anscheinend war der Papst an dem Tag gelangweilt. Irgendjemand flüsterte irgendwem was ins Ohr, und ehe ich mich versah, stand ich in einem Saal, groß wie ein Schlachthaus, nur sauberer. Marmorboden, Fresken über meinem Kopf, die Heiligen grinsten mir zu, als wüssten sie, was jetzt kommt.

Und da saß er. Der Papst. Der Heilige Vater. Weiß, golden, glänzend wie eine Statue, die zu viel poliert wurde. Und neben ihm: ein Becher. Silber. Groß. Gefüllt. Wein, rot, schwer. Ich schwöre, der Geruch allein machte meine Knie weich.

Er sah mich an, als hätte man ihm gerade einen Clown in die Messe geschmuggelt. „Baron,“ sagte er, „man erzählt sich, Ihr könnt mehr trinken als ein Bataillon deutscher Landsknechte.“

Ich zog die Pfeife aus dem Maul, grinste und sagte: „Heiliger Vater, Landsknechte trinken nur, wenn sie bezahlt werden. Ich trinke, weil die Welt sonst nicht auszuhalten ist. Das ist der Unterschied.“

Er nickte langsam. Dann hob er den Becher. „Wollen wir sehen?“

Und so begann das heiligste Trinkgelage meines Lebens. Becher um Becher, Krug um Krug. Sie hatten Fässer im Keller, älter als meine Lügen. Wein, so dick, dass er wie flüssige Beichte schmeckte. Ich soff, er soff. Ich rülpste, er segnete. Ich schwankte, er lächelte.

Nach dem fünften Becher fragte ich: „Heiliger Vater, glaubt Ihr eigentlich an eure Geschichten?“

Er antwortete nicht. Er kippte nur nach. Ich verstand: Das war die ehrlichste Antwort eines Papstes seit Jahrhunderten.

Die Kardinäle ringsum wurden nervös. „Heiliger Vater, Eure Gesundheit!“ flüsterten sie. Aber er winkte ab. „Der Herr wird entscheiden.“ „Nein,“ sagte ich, „der Wein wird entscheiden. Und das ist mir lieber.“

Beim zehnten Becher schwitzten wir beide. Mein Kopf dröhnte wie eine Glocke, seine Tiara rutschte schief. Er grinste, plötzlich menschlich, fast kumpelhaft, und sagte: „Ihr seid ein Ketzer.“ „Nein,“ sagte ich, „ich bin ein Trinker. Der Unterschied ist: Ein Ketzer glaubt anders. Ich glaube gar nichts, außer an den nächsten Schluck.“

Am Ende standen wir beide. Der Saal schwamm, die Engel an der Decke tanzten Can-Can, die Kardinäle hielten sich die Roben fest, als hätten sie Angst, wir kotzen ihnen gleich die Ewigkeit voll. Der Papst hob den letzten Becher. Ich hob meinen. Wir stießen an. Es klang wie Donner.

Dann trank er. Ich trank. Der Wein floss, die Welt drehte sich, und ich schwöre: in diesem Moment waren wir Brüder. Zwei Männer, zwei Körper, ein Gott aus Trauben.

Er sackte als Erster zusammen. Leise, würdevoll, mit einem Seufzer, der wie ein Gebet klang. Ich stand noch, taumelnd, lachend, schwitzend. „Ein Wunder!“ schrie einer. „Ein Skandal!“ rief ein anderer.

Ich hob die Arme, der Wein tropfte aus meinem Bart, und ich brüllte: „Der Papst ist besiegt! Das Reich Gottes hat keinen verdamnten Pegel mehr!“

Natürlich war das mein letzter Tag im Vatikan. Sie schleppten ihn hinaus, sie warfen mich hinaus, und irgendwo in den Gassen Roms wachte ich später auf, mit einer Fahne, die halb Italien hätte weihen können. Aber wisst ihr was? Ich hatte's geschafft. Ich hatte mit dem Papst gesoffen. Und gewonnen.

Seitdem sag ich: Wenn du je zweifelst, ob du stark bist – frag dich, ob du einen Papst unter den Tisch trinken könntest. Wenn ja, dann brauchst du keinen Himmel. Wenn nein – dann sauf weiter.

Prost.

Ein Elefant im Porzellanladen – und ich im Elefanten

Die Stadt – war's Danzig, Warschau oder irgendein Marktfleck mit zu vielen Ämtern und zu wenig Hirn – feierte Jahrmarkt. Überall Stände, überall Geschrei, überall Zeug, das keiner braucht und alle kaufen, wenn der Wein stimmt. Ein Bänkelsänger quälte eine Laute, Kinder rannten herum wie schlecht erzogene Hühner, und auf dem Platz stand ein Wunder, das so groß war, dass selbst mein Größenwahn kurz Luft holte: ein Elefant.

Er kam mit einer Karawane, irgendwoher aus Sand und Geschichten, und er trug auf dem Rücken ein vergoldetes Zelt wie ein tragbares Königreich. Er war Grau in allen Tönen von „Scheiß drauf“ bis „Ganz ruhig, ich atme noch“. Seine Augen sagten: Ich habe mehr gesehen als eure ganze Stadt zusammen, und ich halte euch trotzdem aus. Ich mochte ihn sofort.

Der Schausteller, ein Fatzke mit Wachsbar und Stulpenstiefeln, trompetete: „Das Sanfteste der Geschöpfe, der Weise der Wüste, zahm wie ein Lamm!“ – und genau in diesem Moment riss irgendwo eine Kindertrommel, eine Ziege sprang auf den Karren mit Pfeffernüssen, ein Hund jaulte, und der Elefant entschied, dass die Welt heute zu laut war. Er schnaubte, stampfte, drehte den Kopf – und ging los.

Nicht „los“ wie ein Spaziergang. „Los“ wie ein Donnerwetter mit Fußnägeln. Ein Schritt, und schon wackelte der Pfefferkuchenstand, zwei, und der Schmied verlor seinen Hut, drei, und die Menge teilte sich, wie das Meer, wenn einer endlich lauter brüllt als ihre Angst. Der Schausteller kreischte „Ruhig! Ru—“, und da fegte der Rüssel den Mann beiseite wie eine Fliege auf einer Wirtshaustheke.

Ich war in der Nähe des Porzellanladens. Der hieß ernsthaft „Zum Zerbrechlichen Glück“. Ich kicherte, dann brüllte ich „Nicht da rein!“, und genau deshalb ging der Elefant **da rein**. Er steckte den Kopf durch die doppelflügelige Tür, die für sowas nicht gebaut war, und plötzlich klang die Straße wie ein Orchester aus tausend Tellern, die ihren letzten Walzer tanzten. Scherben flogen, Tassen schrien, Krüge starben, Vasen zerlegten sich in Erinnerung. Der Ladeninhaber, ein Mann, dessen Schnurrbart aussah wie zwei Klammern um ein viel zu kleines Leben, rief: „Mein Glück!“

Ich tat, was Helden tun, wenn sie zu viel getrunken haben: Ich rannte **hin**. Ich nahm mir die Stimme vom Mund, schob die Angst in die Stiefel und rief dem Tier zu: „He, Majestät! Dreh um, hier gibt's nur Krach und schlechte

Dekoration!“ Der Elefant sah mich. Seine Augen, groß und alt, glitten über mich drüber wie ein müder Richter über ein Geständnis. Dann kam der Rüssel.

Er roch nach Heu, Staub, Zirkus, Regen auf Fell, und nach Arbeit, die keiner versteht. Er ging mir um die Taille, nicht grob, eher: *So, du kommst jetzt mit.* Ehe ich fluchen konnte, war ich in der Luft. Das Tier hob mich hoch – ein Haftbefehl in sanft – und steckte mich dahin, wo mein Stolz am engsten wurde: in sein Maul.

Ein Moment Dämmerung, Zahn im Augenwinkel, Zunge, die mich inspizierte wie ein neugieriger Pfarrer, und dann – der Schluck. Die Welt kippte. Ich rutschte durch das feuchte Röhrenland, das man nur kennenlernt, wenn man dümmert ist als alle Warnschilder zusammen. Ich kam im Warmen an.

In einem Bauch.

Ich weiß, ich hab das mit dem Fisch schon gebracht, aber Fische sind bloß Weinfässer mit Gräten. Ein Elefant ist eine Kathedrale. In ihm ist Platz. Platz für ein halbes Orchester, für meine dämliche Furcht, für das ganze zitternde Jahrmarktspublikum, wenn sie geschrumpft hätten. Es roch nach Gras, nach altem Heu, nach einer Melancholie, die nur Tiere kennen, die mehr erinnern, als sie sagen.

Ich stand. Der Boden war... zäh. Ein Teppich aus halbverdauten Plantagen, sauberer als jede Schenke, in der ich je geschlafen habe. Über mir: rhythmisches Grollen, tief, nicht bedrohlich. Eine Orgel, die atmete. Ich tastete mich vor, fand was Holpriges – ein Strick, ein Stück Standdeko, die das Tier mitgefuttert hatte –, und knüpfte mir daraus die Würde zurecht. „Baron,“ sagte ich zu mir, „du bist in einem Elefanten. Gib’s zu: Das ist neu.“

Draußen, weit draußen, das Zerschellen von Porzellan, das Kreischen von Händlern, das hirnlose „Hilfe!“ der Menge. Drinnen: ich. Meine Pfeife war noch da, halbnass. Ich klopfte, ich fluchte, ich lachte. Dann zündete ich. Ein kläglicher Funken, eine beleidigte Flamme. Der Bauch brummte missbilligend. „Schon gut,“ flüsterte ich, „nur ein bisschen Licht in dieser großen, grauen Kirche.“

Ich richtete mir ein Lager aus Halmbällen, fand eine Zinnlöffelspitze (Gott weiß, von welchem Stand), und entwarf einen Plan, der nach Schnaps roch: Wenn ich ihn von innen beruhige, dreht er um. Wenn ich ihn von innen leite, geht er raus. Wenn ich ihn von innen **ärgere**, kotzt er mich aus. Alles drei klang verlockend.

Ich entschied mich für reden. Ich rede gern, wenn die Welt zu laut ist. „Hör zu, Alter,“ sagte ich zum Bauch. „Ich kenne Lärm. Ich **bin** Lärm. Aber der Krach da draußen macht keine Musik. Du brauchst einen Takt. Ich geb dir einen.“ Ich nahm meinen Gürtel, wickelte ihn um die Hand und trommelte. Sachte. Links, rechts, Pause. Wieder. Links, rechts, Pause. Ein Marsch ohne Soldaten.

Das Tier hörte zu. Ich spürte es. Die Orgel veränderte den Ton, wurde ruhiger. Ich trommelte weiter, sang so etwas Ähnliches wie ein Schlaflied, nur mit Text: „Kein Porzellan, kein Porzellan, wir gehen raus, wir gehen ran...“ – meine Muse war noch draußen, wahrscheinlich besoffen. Aber es reichte. Der Bauch neigte sich. Wir wandten uns – ja, **wir** – und schaukelten. Ein Schritt. Noch einer. Ein langer, warmer Fluss in dunkler Richtung: der Ausgang, irgendwo.

Dann schrie jemand sehr weit draußen: „Er frisst die Stadt!“ Der Elefant erstarrte, wie einer, der in einer Beichte das falsche Wort sagt. Er holte Luft. Ich wusste, jetzt kommt eine Bewegung, die ich nicht mag. Also Plan B: **Ärgern**.

Ich füllte die Pfeife noch einmal, steckte ein paar Halme dazu, zündete knackiger, pustete den Rauch nach oben. Nicht viel, nicht böse, nur genug, dass es kitzelte. Der Bauch zuckte, der Rüssel rührte, der Hals machte „HNNGG“. Ich baute einen Rhythmus daraus: zwei Züge Rauch, ein Schlag mit dem Gürtel auf die „rechte Wand“, Pause, Summen. Der Elefant ließ die Luft schnaubend durch sich fahren, als versuche er, einen Frosch aus der Orgel zu befördern.

„Genau,“ sagte ich, „befördere mich.“

Und dann passierte das Schönste, was einem Mann passieren kann, der zu lange in einem warmen Tier stand: Er wurde entlassen.

Nicht mit Ehre. Mit Stil. Der Rachen öffnete sich wie die Tür zu einem schlechten Theater, ich rutschte auf der Zunge nach vorne, der Rüssel packte mich, nahm mich auf, verwirbelte mein Selbstbewusstsein zu einem Knoten – und **schoss** mich durch die Tür.

Ich flog. Ich schwöre, ich sah kurz aus wie der Engel eines Metzgers. Der Platz unter mir: Scherbenmeer. Die Menge: „Ooooooh!“ Der Himmel: lachte. Ich schlug in einem Stapel Tischdecken ein, die jemand weggeschleppt hatte, und blieb stecken, halb Baron, halb Leinentorte. Ich stand. Die Welt machte „Pling“. Ich machte „Aua“.

Der Elefant stand im Türrahmen des Porzellanladens und sah aus, als wäre er in einen Traum geraten, der ihm nicht stand. Ich ging hin, langsam, die Hände

offen. Mein Hemd roch nach Innenleben und Entscheidung. „Schon gut,“ murmelte ich, „wir haben alle einen schlechten Tag. Du mehr als ich.“

Ich legte die Hand an seine Stirn. Warm. Die Augen: alt, müde, wissend. Er blies mir eine Prise Stallgeruch ins Gesicht, und ich nahm es wie Weihrauch. „Raus aus dem Laden,“ sagte ich leise. „Raus aus dem Krach. Ich kenne ein Feld. Da steht höchstens ein Halm im Weg.“

Der Schausteller kroch aus einer Scherbenwolke, schimpfte in drei Sprachen und keiner überzeugte. „Das Tier! Das Tier! Meine Ware!“

„Deine Lügen,“ sagte ich, „und deine schlechte Reklame. Du hast ihm Ruhe versprochen. Du hast ihm Zirkus gegeben. Kein Wunder, dass er die Kirche der Teller zerlegt.“

„Was? Kirche?“

„Lass das Denken,“ riet ich freundlich, „schon der Elefant fand es anstrengend.“

Ich nahm den Zügel. Er lag da, als hätte er auf eine vernünftige Hand gewartet. Wir gingen. Nicht feierlich, nicht schuldig, einfach: vorwärts. Die Menge machte einen Korridor, so schnell, wie Menschen Platz machen, wenn sie merken, dass sie sonst an der Wahrheit kleben bleiben. Das Tier folgte. Porzellankirchhof hinter uns, Marktschreier seitwärts, Geruch von gebrannten Mandeln vor uns. Ich legte den Takt noch einmal auf seine Stirn, ganz leicht: links, rechts, Pause. Die Orgel inside summt ja.

Auf der Wiese vor dem Stadttor blieb er stehen. Ein grauer Berg, der seinen Platz wiederfand. Ich drehte mich um. Der Ladenbesitzer – Schnurrbart in Klammern – stand in der Ferne, die Hände an den Schläfen, als wolle er prüfen, ob sein Kopf noch dicht sei. Ich hob die Hand. „Ich verhandle.“

Der Schausteller watschelte heran, inzwischen fleckig, weniger gold, mehr Staub. „Wer bezahlt den Schaden?“

„Der, der ‚zahn‘ gesagt hat,“ sagte ich und gab dem Elefanten eine Schulterstreichereinheit für den Mut. „Und der, der die Stadt so voll stellt, dass selbst Geduld stolpert.“

Er schnappte nach Luft. „Das bin—“

„Ich weiß, wer du bist. Und ich weiß, was du jetzt tust: Du gibst dem Mann mit dem Laden den halben Kassenstand, du stellst dich morgen wieder auf, aber am **Rand**, und du sagst den Leuten: Er ist groß, er ist alt, er ist müde. Nicht ‚zahn‘. Nur ehrlich.“

Er dachte nach, was ihm weh tat. „Und Ihr?“

„Ich?“ Ich zündete mir die Pfeife neu. „Ich nehme einen Spaziergang, ein

versöhntes Tier – und einen Becher Wein, wenn einer schlau genug ist, ihn zu bringen.“

Die Stadt war ausnahmsweise schlau. Der Wirt vom „Drei Krügen“ schickte einen Burschen. Ich hob den Krug, trank, ließ das Rot laufen wie einen Vertrag, den ich endlich verstand. Der Elefant wedelte mit den Ohren, was ich als Applaus auslegte.

Und weil ein Kapitel ohne Schaukasten nicht meiner Art ist, stieg ich – ja, ich **stieg** – noch einmal auf seine Schulter. Nicht „oben drauf“ wie ein Feldherr, eher „anbei“, wie einer, der weiß, wo sein Platz endet. Ich saß am Nacken, der Rüssel wie eine Fragezeichen-Fanfare vor uns, und die Stadt sah zu, wie ein Betrunkener lernte, leise zu sitzen.

Wir gingen noch einmal durch das Tor. Nicht den Markt entlang. Den Bach hinauf, die kleine Brücke, die Wiesen. Kinder rannten mit, barfuß, lachend. Einer rief: „Baron, tanzt er auch?“ „Heute nicht,“ sagte ich. „Heute atmet er nur.“

Am Wasser blieb er stehen. Er füllte den Rüssel, spritzte, ein Regen ohne Schuld. Ich lachte, ließ mich vom Sprühregen taufen. „So,“ sagte ich, „so macht man eine Stadt sauber, ohne einen Teller zu töten.“

Der Schausteller kam, demütiger. Der Ladenbesitzer kam, vorsichtig. Die beiden sahen sich an wie zwei Hunde, die merken, dass der Knochen ihnen beiden nicht gehört. Ich gab das Tempo vor: „Du zahlst. Du verzeihst. Und du,“ ich tippte dem Elefanten auf die Stirn, „du bleibst groß.“

Die Sache fand zuende, wie alle anständigen Dinge enden: mit einem Kopfnicken, das nicht zu groß war, mit einem Krug, der nicht leer blieb, und mit einer Geschichte, die größer war, als alle drei Männer zusammen. Abends hing im „Drei Krügen“ etwas Neues über dem Tresen: kein Bärenkrallenstück diesmal, sondern die Scherbe einer blau-weißen Vase, an deren Rand ein Abdruck wie von einer sanften, sehr großen Lippe war. „Der Kuss des Elefanten“, schrieb einer drunter. Kitschig? Ja. Wahr? Auch.

Ich ging spät raus, das Pferd schnaubte, der Mond tat sein blasses Programm. Ich lehnte mich an die Mauer, rauchte die Pfeife bis zur Narbe und sagte leise in die Nacht: „Die meisten Katastrophen beginnen mit einer Lüge über Sanftheit. Und hören auf, wenn einer den Takt findet.“

Aus dem Dunkel kam ein tiefes Brummen, weit hinter den Wiesen, alt wie drei Kontinente. Ich hob die Hand. Geh du, großer Freund. Ich geh meinen Weg. Wir beide haben heute nichts Zerbrochenes mehr gutzumachen.

Und weil ich dann doch ich bin, drehte ich mich zur Tür, klopfte und rief: „Wirt! Für die Vase trinke ich noch eins.“

Der Abend nickte. Die Stadt auch. Und der Elefant – der Elefant hatte längst verstanden.

Gespräche mit Toten am Tresen

Die Nacht war wie eine alte Hose – voller Löcher, aber immer noch tragbar. Ich stolperte in eine Schenke, die mehr Schatten als Gäste hatte. Ein Ort, an dem das Bier nicht kalt war, der Wein nicht echt und die Bedienung so müde, dass sie dich ansah wie ein Beichtstuhl, der längst geschlossen ist.

Der Tresen klebte. Das Holz war so alt, dass du schwören konntest, darin hausten schon die Geschichten von Männern, die vor hundert Jahren ihre Leber hier ertränkt hatten. Ich setzte mich, bestellte einen Krug, der nach Keller und Schimmel schmeckte, und wartete, dass mich irgendetwas aufhielt – die Müdigkeit, der Suff oder das Schicksal. Stattdessen setzte sich einer neben mich, den ich schon lange tot geglaubt hatte.

Er sah aus wie ein General, den ich vor Jahren im Krieg verrecken sah – nur blasser, dünner, mit Augen, die keine Rechnung mehr offen hatten, weil sie längst bezahlt waren. „Baron,“ sagte er und grinste, „du trinkst immer noch wie ein verdammtes Regiment.“

Ich starrte ihn an, zog die Pfeife aus dem Mund und lachte trocken. „Du bist tot.“

„Mag sein,“ antwortete er. „Aber der Tresen hier kennt keine Grenzen. Lebende, Tote – alles Kunden.“

Nach und nach füllte sich die Schenke. Nicht mit Fleisch, nicht mit Atem, sondern mit Schatten, mit Gestalten, die durch die Ritzen des Bodens krochen. Einer setzte sich auf die Bank gegenüber: Ein Jäger, der von seinem eigenen Hund zerfleischt worden war. Er prostete mir zu, mit einem Glas, das nie leer wurde.

Daneben: eine Frau, die ich einst in Warschau geküsst hatte, bevor die Pest sie

holte. Ihre Lippen waren noch immer rot, aber der Rest war grau wie Asche. Sie grinste, als wüsste sie, dass sie schöner war als die meisten Lebenden.

Und dann kam der Alte, mein Vater, oder vielleicht auch nur das Gespenst meiner Erinnerungen an ihn. Er stellte keinen Krug hin. Er stellte einen Spiegel hin. „Sieh dich an, Junge,“ sagte er. „Sieh, was du geworden bist.“

Ich sah – und sah einen Mann, der immer lachte, weil das Weinen ihn ertränkt hätte. Einen Mann, der trank, weil die Welt sonst zu trocken war. Einen Mann, der lebte, weil er zu feige war, sich aufzugeben. Ich grinste ins Spiegelbild und prostete mir zu. „So schlecht seh ich nicht aus.“

Die Gespräche wurden lauter. Der General erzählte vom Feld, das er nie verlassen hatte. Der Jäger sprach von den Knochen, die er nicht mehr zählen konnte. Die Frau flüsterte, dass Küssen im Tod besser sei, weil man nichts mehr verlieren kann. Und mein Vater schwieg – er sah nur.

Ich fragte: „Warum seid ihr hier?“

Sie antworteten im Chor: „Weil du uns nicht gehen lässt. Weil du erzählst. Weil du lügst, und in deinen Lügen leben wir weiter.“

Ich kippte den Krug. Der Wein tropfte auf den Boden, die Schatten leckten danach wie Hunde. Ich lachte, hart, heiser, und schrie: „Na dann bleibt, verdammt! Solange ich trinke, seid ihr nicht tot!“

Die Wirtin – alt, faltig, die Augen wie ein Grab, das zu viele Geheimnisse kennt – stellte mir eine neue Karaffe hin. „Von wem?“ fragte ich.

Sie grinste schief. „Von denen, die zahlen können – mit Erinnerung.“

Die Nacht zog sich. Ich sprach mit Männern, die nie geboren wurden. Mit Frauen, die nie starben. Mit Kindern, die in meinen Geschichten groß und stark wurden, obwohl sie im echten Leben längst verschwunden waren. Ich lachte, ich weinte, ich fluchte. Der Tresen wurde zu einer Grenze zwischen zwei Welten, und mein Glas war der Schlüssel.

Am Ende stand ich auf, taumelte, wankte zur Tür. Hinter mir rief mein Vater: „Pass auf, Junge. Jeder Schluck kauft dir Gesellschaft – aber irgendwann bist du selbst nur noch ein Gast.“

Ich drehte mich um, grinste mit schiefen Zähnen und sagte: „Dann hoffentlich an einem verdammt guten Tresen.“

Und ich ging hinaus in eine Nacht, die plötzlich still war. Zu still. Aber in meinem Bauch, in meiner Kehle, in meinem Kopf – da redeten sie weiter.

Der Weinfluss von Konstantinopel

Ich kam in die Stadt wie ein verlorener Pfropfen: angeschlagen, hohl, und trotzdem zuversichtlich, dass irgendwo ein Fass für mich übrig war. Der Bosphorus glitzerte wie eine Schlange, die zu viele Geheimnisse gefressen hat, und die Sonne brannte auf den Schädel, als wollte sie mir die letzten anständigen Gedanken rausbraten. Ich hatte keine. Ich hatte nur Durst.

Die erste Kneipe war nicht mal ein Gebäude, eher ein zusammengeflicktes Versprechen: zwei Bretter, ein schiefer Tresen, drei Fässer als Hocker. Die Wirtin grinste zahnlos, als hätte sie jedes Lächeln auf Kredit verkauft. „Was darf's sein, Fremder?“

„Ein Wunder“, sagte ich. „Oder ein Becher Wein, und das Wunder hintendran.“ Sie knallte einen Krug hin, so dreckig, dass er bereits Geschichte schrieb. Ich trank und schmeckte Heimkehr, Sünde und eine leichte Note von Eimer. „Noch einen“, sagte ich, und schon brannte die Kehle wie eine Zündschnur.

Es sprach sich herum, dass ein Baron in der Stadt war. Das passiert, wenn man seinen Titel wie ein Pflaster auf eine Schusswunde klebt: Die Leute glauben dir, bevor sie fragen. Ein Dolmetscher tauchte auf, mager, mit einem Gesicht wie ein feuchter Lappen. „Man sagt, Ihr könnt Dinge... bewegen.“

„Ich kann die Wahrheit auf links drehen und sie als Seide verkaufen“, sagte ich. „Was brauchst du?“

„Wein“, sagte der Dolmetscher und schaute, als sei das Wort zu klein für seinen Mund. „Nicht Krüge. Flüsse. Die Stadt ist durstig. Die Händler hamstern. Der Palast lacht.“

Ich grinste. „Flüsse also. Das lässt sich machen. Ich habe schon Schlimmeres in Bewegung gesetzt, zum Beispiel meine Moral.“

Die Wirtin lachte trocken, wie ein Scharnier. „Wenn du einen Fluss machst, Baron, kriegst du mein bestes Fass.“

„Und dein schlimmstes“, sagte ich, „zur Forschung.“

Ich habe nie behauptet, ehrlich zu sein. Ich behaupte nur, dass eine gute Lüge die Aufgabe hat, die Welt an die Möglichkeiten zu erinnern. Also zog ich los, den Dolmetscher im Schlepptau, durch Gassen, die so eng waren, dass sogar die Katzen die Luft anhielten. Wir fanden einen Kanonier im Hafen, ein Bulle von einem Mann mit einem Herzen, das ich nur deshalb entdeckte, weil es bei jedem Schluck rumorte.

„Ich brauche deine Kanone“, sagte ich.

„Wofür?“

„Für den Frieden“, sagte ich. „Und für den Durst.“

Er kratzte am Bart. „Hast du Geld?“

„Nein,“ sagte ich, „aber ich habe eine Geschichte, die dich in die Geschichtsbücher schiebt.“

Er dachte nach. Das dauerte. „Und was ist mit Pulver?“

„Habe ich im Blut“, sagte ich. „Es fehlt nur der Funke.“

Geld ist eine Form der Poesie, die allen gefällt. Da ich wenig Poesie hatte, brauchte ich Zutritt zu einem Ort, an dem die Fässer schwerer waren als die Argumente. Wir schlichen uns in den Palastkeller – was heißt „schlichen“? Wir stürzten hinein wie zwei halbseidene Propheten, die nach einem Wunder suchen, das sich nicht traut, zu widersprechen. Die Wachen waren müde vom Reichtum. Whiskyblicke, Weinschritte, diese Art von Müdigkeit. Mit einem freundlichen Nicken und einer frei erfundenen Einladung („Der Sultan lässt grüßen und bittet, die Eichen auf ihren Altar zu tragen“) standen wir plötzlich zwischen Labyrinthen aus Fässern. Wein überall. Schwarzrot, rubinrot, verdammtes Herzblut.

„Siehst du das?“ flüsterte ich dem Dolmetscher zu. „Das ist keine Lagerung. Das ist Freiheitsberaubung.“

„Wir können sie nicht tragen.“

„Tragen? Mein Junge, wir lassen sie laufen.“

Der Plan war einfach, wie alle großen Verbrechen: Wir verbanden die Fässer mit Schläuchen, die wir von den Hafenarbeitern „geliehen“ hatten – Silber in die Hand, Lüge ins Ohr. Dann legten wir die Kanone auf die Seite, steckten den Lauf einem Fass in den Bauch und verwandelten das Donnerrohr in einen gigantischen Zapfhahn.

„Das ist Blasphemie“, sagte der Dolmetscher.

„Das ist Hydraulik“, sagte ich. „Und Theologie für Leute mit trockenen Kehlen.“

Der Kanonier tauchte auf, schwitzend, lächelnd, die Art von Typ, der jeden Sonnenaufgang für persönlich nimmt. „Ich habe Pulver gebracht.“

„Wunderbar. Wir schießen nicht auf Menschen. Heute schießen wir auf den Durst.“

Wir entzündeten eine Lunte, die mehr Symbol war als Werkzeug. Es zischte, es knisterte, und dann hustete die Kanone, als hätte sie eine Erkältung – und der Wein sprang. Erst ein Strahl, dann ein Schwall, schließlich ein gurgelnder, roter Orkan. Die Fässer ächzten, die Schläuche sangen, und die Gassen füllten sich

mit flüssigem Lachen. Der Wein suchte sich Wege wie Katzen, die wissen, dass es irgendwo Fisch gibt.

Konstantinopel roch plötzlich nach Beichte. Männer standen auf den Stufen, rieben sich die Augen und sagten Sätze wie „Ich habe das verdient“ und „Das ist die Strafe, die ich immer wollte.“ Frauen hielten Schüsseln und Eimer hin, Kinder tauchten Brote hinein, als wäre es eine Messe, und die Möwen stolperten lärmend über das Glück, zu betrunken, um noch an Erhabenheit zu glauben.

„Baron,“ japste der Dolmetscher, „das ist... das ist ein Fluss!“
„Nenn es, wie du willst“, sagte ich. „Die Stadt braucht Legenden wie ein Säuer Rückenstützen.“

Die ersten, die protestierten, waren die Händler. Klar. Ihre Gesichter hatten die Farbe von ungeöffneten Safes. Sie schimpften, drohten, winkten mit Papieren, die aussahen, als wären sie auf Pergament und Angst gedruckt. Doch der Wein floss schon in die Adern der Straßen, und die Stadt hörte zu. Das Tolle an einem Fluss ist, dass er Argumente kurzerhand ertränkt. Du kannst gegen Wasser streiten, aber Wasser ist geduldig. Wein ist geduldiger – und lacht nebenbei.

Die Wachen kamen zu spät und zu durstig. Einer starrte in den roten Strom, hob dann die Hand zum Gruß und sagte: „Im Namen des...“ – er verlor den Faden – „...der öffentlichen Ordnung: ein Becher, bitte.“
Ich reichte ihm einen Eimer. Ordnung muss sein.

Stell dir den Bosphorus vor, nur kleiner und betrunken, wie ein Onkel auf einer Hochzeit. Der Wein rollte die Hänge hinab, küsste die Steine, machte selbst die Katzen fromm. An der Moschee hingen die Minarette wie Strohhalme in den Himmel, und ich schwöre, für einen Augenblick zog der Wind so, als wollte er selbst einen Schluck. Der Muezzin hielt inne, die Stimme brach in ein Kichern, und zu den Gebeten mischte sich etwas wie: „Gott weiß, dass das heute nötig war.“

Der Kanonier schoss Korken aus einer zweiten Kanone in die Luft – zur Warnung, behauptete er, aber eigentlich weil es schön klang, wenn die Dinger wie betrunkene Vögel über den Dächern pfften. Hauchte man einem Korken ein gutes Wort zu, fiel er weich; gab man ihm einen Fluch mit, holte er sich eine Dachrinne.

„Was, wenn der Palast uns hängt?“ fragte der Dolmetscher.
„Dann hängen wir wenigstens nicht an der Flasche“, sagte ich und trank. „Aber

ich habe da so eine Theorie: Kein Herrscher legt sich mit einer feiernden Menge an, solange die Trommeln noch schlagen. Wir haben Trommeln aus Fässern, Trompeten aus Kehlen und Pauken aus Herzen.“

Es gibt einen Punkt in jeder Orgie – auch in der organisierten –, an dem die Musik zu leise und das Gelächter zu laut wird. Der Fluss erreichte den Hafen, fütterte die Taue, färbte das Wasser, und die Schiffe wippten, als hätten sie endlich verstanden, wofür Meer da ist. Matrosen beugten sich hinab, füllten die Bäuche und sangen Lieder, die sich von allein ausziehen. Der Wein wurde weicher, wärmer, dicker. Er bekam eine Stimmung. Und dann, so wie alle Wunder, bekam er ein Ende.

Die Fässer hörten auf zu stöhnen. Die Schläuche hingen traurig. Ein letzter Rülps aus der Kanone, und Ruhe. Ich stand auf der Kaimauer, die Stiefel rotbraun, das Lachen der Stadt noch in den Ohren. Der Dolmetscher sah mich an, als hätte ich ihm ein Geheimnis gegeben, das er nicht zurückgeben konnte. „Was jetzt?“ „Jetzt,“ sagte ich, „kommt der Kater. Und die Reue. Und dann kommt der Mythos. Drei Gänge, serviert in genau der Reihenfolge.“

Die Händler fanden ihre Stimmen wieder, die Wachen ihre Pflichten, und die Stadt ihr Gedächtnis. Ich machte mich klein, was mir nicht schwerfiel. Der Kanonier verschwand in einer Seitengasse, den Lauf über der Schulter, als sei er ein Holzschicht. Die Wirtin fand mich zuerst. Sie roch nach Pfeffer und Tabak und einem Rest Hoffnung.

„Baron,“ sagte sie, „du hast’s wirklich getan.“

„Ich habe nur den Stöpsel gezogen“, sagte ich. „Die Sehnsucht ist von allein geflossen.“

Sie stellte mir zwei Fässer vor die Füße – ihr bestes, ihr schlimmstes.

„Abgemacht ist abgemacht.“

Ich nickte. „Das beste für heute, das schlimmste für morgen. Der Körper ist ein Tempel, aber der Glaube ist ein Glücksspiel.“

In der Nacht kroch der Wein zurück in die Geschichten. Das ist sein natürlicher Lebensraum. Die Gassen rochen nach Zucker und Sünde, und irgendwo weinten zwei Liebende, weil die Wahrheit nüchtern schlechter schmeckt. Ich saß auf einem Fass und polierte mein Gewissen mit dem Handrücken. Es blieb schmutzig, also gab ich auf.

Der Dolmetscher setzte sich neben mich. „Warum machst du so was?“

„Weil die Welt ein trockenes Maul hat“, sagte ich. „Und weil Lügen, gut gezündet, mehr Licht machen als so manche Wahrheit.“

„Und wenn sie schiefgehen?“

„Dann nennt man es Erfahrung.“

Er nickte. „Und der Palast?“

„Vergiss nicht: Auch Paläste kriegen Durst. Morgen erzählen sie es so, dass es edler klingt. Heute gehört es uns.“

Ein Esel stolperte vorbei, die Hufe klebrig, und starrte mich an, als sei ich der Schuldige. Vielleicht war ich das. Vielleicht war ich nur der, der laut ausspricht, was alle denken: dass wir lieber ertrinken als langsam verdursten. Ich hob den Krug. „Auf dich, du sturer Heilige.“ Der Esel rülpste. Ich nenne das Zustimmung.

Gegen Morgen, als der Himmel sein Hemd wechselte und die ersten Gebete in die Gassen tropften, nahm ich einen letzten Schluck aus dem besten Fass. Er schmeckte nach manischer Klarheit. Ich stand auf, zog den Mantel enger und ließ das schlimmste Fass für später versteckt. Ein Mann muss Vorsorge treffen – für schlechte Zeiten, für gute Lügen, für längere Nächte.

„Baron!“ rief da jemand. Eine Wache, jung, mit Augen wie unentschlossene Münzen. „Der Sultan will wissen, wer die Stadt in einen Weingarten verwandelt hat.“

Ich lächelte. „Sag ihm, es war der Durst. Ich war nur der Gärtner.“

„Er wird euch...“ Er stockte, suchte ein Wort, fand keines. „Er wird euch sprechen.“

„Sprechen ist gut“, sagte ich. „Besser als hängen. Und besser als schweigen.“

Wir gingen los, der Dolmetscher, die Wache und ich, vorbei an Tropfen, die noch an den Mauern hingen wie schlechte Vorsätze. Ich wusste, was kommt: Fragen, Drohungen, Angebote. Es ist alles ein Markt. Ich bin gut auf Märkten. Ich handle mit Unwahrscheinlichkeiten.

Noch einmal drehte ich mich um, sah die Gassen, den Hafen, die Stadt. Es war ruhiger. Aber da war ein Satz in der Luft, noch nicht ausgesprochen, schon wahr. Ich sammelte ihn auf, steckte ihn in die Tasche. Man weiß nie, wann man ihn braucht.

Und wenn du fragst, ob's wirklich so war – ob ich wirklich den Wein aus den Fässern gejagt und die Stadt schwimmen ließ – dann sage ich: Wer will das wissen? Der, der durstig ist, oder der, der nachrechnen will? Ich erzähle, was getrunken werden will. Der Rest ist Buchhaltung.

So war der Tag, an dem Konstantinopel den Durst begrub und mit roten Lippen wieder auferstand. Lügen, Wein und Pulverrauch – drei Worte, die im richtigen

Winkel aussehen wie Wahrheit. Die Moral? Es gibt keine. Nur diesen Rat: Wenn das Leben endlich fließt, trink. Wenn es versiegt, erzähl. Und wenn beides nicht hilft, misch Pulver dazu.

Ich bin der Baron, und ich verspreche nichts, was ich nicht lauter machen kann. Morgen erfinde ich das Meer neu. Heute reicht mir ein leerer Krug und eine Stadt, die weiß, wie man vergisst.

Ein Pferd am Kirchturm festgebunden

Ich schwöre, ich wollte nur schlafen. Aber Schlaf ist eine Hure: Er nimmt dein Geld, deine Zeit, und wenn du aufwachst, bist du trotzdem leer. Ich lag in irgendeiner gottverdammten Gasse, der Kopf im Staub, die Zunge wie ein Stück Leder, und das einzige, was mir Gesellschaft leistete, war mein Pferd. Es kaute an meinem Mantel, als wollte es mich daran erinnern, dass man auch im Elend noch nützlich sein kann – als Futter.

„Du bist ein verdammter Philosoph“, knurrte ich. Das Pferd wieherte. Ich schwöre, es lachte.

Die ersten Bauern tauchten auf wie Unkraut. Krumm, verschwitzt, stinkend nach Erde und Misstrauen. Einer zeigte mit seinem Spaten. „Baron“, sagte er, das Wort klang wie ein Spottlied, „du redest mit ’nem Pferd.“ „Und es antwortet besser als deine Frau“, sagte ich. Das Gelächter war kurz, hart und auf meiner Seite.

Dann sah ich den Kirchturm. Schief, grau, hässlich wie die Moral des Pfarrers, der darin hauste. Ich hatte plötzlich diese Idee, eine von den guten: „Hört zu, ihr Erbsenscheißer. Ich wette, ich binde mein Pferd an den Kirchturm. Oben. Beim Glockenstuhl. Damit’s den Engeln ins Ohr furzt.“

Stille. Dann ein Raunen. Bauern lieben zwei Dinge: Wein und Wetten. Da der Wein in mir war, blieb die Wette. „Und wenn nicht?“ fragte einer mit Kartoffelgesicht.

„Dann sauf ich eine Woche nur Wasser“, sagte ich. Sie lachten. Ich wusste, ich hatte sie.

Wir bastelten. Mit Stricken, die mehr Flöhe als Fasern hatten, mit Flaschenzügen, die wir aus Wagenrädern zusammenschlugen, und mit der Geduld eines Dorfs, das zu blöd war, mich rechtzeitig aufzuhalten. Das Pferd

schaute skeptisch, aber ich erklärte ihm: „Bruder, das ist Kunst. Und Kunst tut weh.“

Der Aufstieg war grotesk. Das Tier schwebte wie ein heiliger Sack Kartoffeln über den Dächern. Die Menge glotzte, als sei es eine Erscheinung. Der Pfarrer trat heraus, der Bauch wie eine Monstranz, das Gesicht rot vor Unglauben. „Das ist Blasphemie!“ rief er. „Nein“, rief ich zurück, „das ist Architektur mit Pferd!“

Und als das Pferd endlich oben hing, festgebunden am Kirchturmkreuz, geschah das Wunder: Es wieherte, streckte den Schweif – und pinkelte. Ein goldener Strahl, direkt hinunter auf die jubelnde Menge.

Die Bauern schrien, lachten, rissen die Münder auf wie Vögel im Nest. Der Pfarrer bekreuzigte sich und murmelte: „Ein Zeichen des Himmels!“ „Ein Segen“, sagte ich, „eine neue Taufe. Heiliger Urin, gereicht vom Himmel.“

Ich verbeugte mich, so tief, dass mir fast die Galle hochkam. „Merkt euch den Tag“, rief ich, „an dem der Baron euch gezeigt hat: Der Himmel ist nichts weiter als ein Pferd, das scheißt, wo es will.“

Und die Moral? Keine. Nur die Wahrheit: Man kann alles höher hängen – selbst ein Pferd – wenn man genug lügt, säuft und die Dummen zuschauen.

Der Teufel bietet Karten an, ich verliere trotzdem

Ich habe schon viele dumme Entscheidungen getroffen, aber wenige so feierlich wie diese: Ich setzte mich, strich den Dreck vom Kragen, sah den Abend an, als hätte er mir was angetan, und trank vorher noch einen **Whiskey**. Nicht einen zarten Schluck, nein – einen ehrlichen Sturz vom Glas in den Hals, so gerade wie ein Urteil. Er brannte süß wie eine Lüge, die funktioniert, und legte mir ein warmes Pflaster auf die Seele. Ein zweiter hinterher, zur Sicherheit. Dann war ich bereit, alles zu ruinieren, was noch heil war.

Die Kneipe hieß „Zum letzten Anker“, was ich als Drohung verstand. Das Licht war müde, die Tische waren schief, und in der Ecke stand eine Madonna aus billigem Holz, die aussah, als hätte sie ihre Jungfräulichkeit an den Hafen verpfändet. Rauch kroch mir in die Augen, und aus dem Hinterzimmer kam ein Lachen, das auf halbem Weg die Zähne wechselte.

„Baron“, zischte die Wirtin und wischte mit einem Lappen, der längst aufgab.
„Da drin fragt einer nach dir. Er hat... na ja... besondere Hände.“
„Besondere Hände sind mir lieber als besondere Moral“, sagte ich und nahm die Flasche mit. Sie zuckte die Schultern – entweder Zustimmung oder Arthrose.

Im Hinterzimmer saßen vier Gestalten an einem grünen Filz, der alles sah und niemandem half. Drei davon waren gewöhnlich: ein Fischer mit Augen wie nasse Nägel, ein Matrose mit dem Gesicht einer Faust und ein Schreiberling, der Tinte roch und Notizbücher fraß. Die vierte Gestalt lächelte mich an, als würde sie mir gleichzeitig ein Kompliment und eine Rechnung schicken. Schwarzer Mantel, sauberer Kragen, ein Ring, der aussah, als hätte er schon zu vielen Fingern gehört. Die Pupillen zu ruhig, zu rund – wie Münzen. Er hob die Hand. Die Finger waren lang, die Nägel zu ordentlich. „Setzt euch, Herr Baron.“

„Und Sie sind?“

„Ein Freund des Spiels.“ Er kippte seine Worte wie Wein. „Nennt mich, wie ihr wollt. Manche sagen **Nick**. Andere **Herr Nacht**. Die Alten nennen mich gar nicht.“

Ich setzte mich. „Ich nenne dich **Schicksal auf zwei Beinen**. Und wenn das zu lang ist, rufe ich **Du**.“

Er lachte leise. Es klang, als pfeife Dampf aus einem Loch, das da nicht sein sollte. „Karten?“

Er mischte, und ich schwöre, das Deck seufzte. Die Karten flüsterten, als hätten sie Angst vor einer Zukunft, die sie selbst herbeiführen. Ich sah Markierungen, die nicht da waren, fühlte Züge, die noch nicht dran waren. Ich hob die Flasche. „Regeln?“

„Einfach: Wer verliert, zahlt. Erst mit Münzen, dann mit Erinnerungen, dann mit etwas, das ihm wehtut. Ich bin gerecht: Jeder darf selbst wählen, was ihm wehtut.“

„Das ist sehr christlich von dir“, sagte ich.

„Ich mache nur Angebote. Ihr Menschen nehmt sie an.“

Der Schreiberling klappte sein Buch auf. Ich nippte am Whiskey – die Kehle war jetzt eine Straße mit gutem Pflaster – und ließ mir zwei Karten geben. Ich sah hinein wie in einen Spiegel in schlechter Laune: ein König, ein Sieben. Der Teufel—, entschuldige, der Herr Nacht, hatte nichts auf dem Gesicht, und das Gesicht war ehrlich wie ein Münztrick.

Wir spielten. Erst klein. Kupfer, dann Silber, dann der Goldring, den ich mal einem Bettler abgekauft hatte, weil er behauptete, er sei aus der Kindheit des

Papstes. Ich gewann eine Runde, verlor zwei. Mein Herz hielt still, nur meine Hand tat so, als sei sie die ruhigste im Raum.

„Mehr“, sagte Herr Nacht und legte einen Joker auf den Tisch, auf dem kein Bild war, nur ein Schatten. „Ich biete Karten an. Ihr bietet Einsätze. Euer Zug, Baron. Eine Münze ist langweilig.“

„Ich biete...“ Ich suchte in meinen Taschen nach etwas, das nicht nach Metall roch. „...die Erinnerung an meinen ersten Kuss.“

„Wie alt?“

„Alt genug, um weh zu tun.“

Er nickte. „Schreibt auf“, sagte er zum Schreiber, „der Baron tauscht eine Erinnerung gegen Hoffnung.“

„Wer hat von Hoffnung gesprochen?“

„Ich. Aber ihr nehmt auch die.“

Die Runde lief schlecht. Ich verlor den Kuss. Ein warmer Schatten, weggezogen wie eine Decke. An seiner Stelle blieb ein Loch, klein, aber mit scharfen Rändern. Ich trank. Der Whiskey füllte den Rand, nicht das Loch.

„Mehr“, sagte Herr Nacht. „Eure Wette wird euch gerechter, als euer Ruf.“

„Ich biete das Geräusch meines Vaters, wenn er lacht“, sagte ich.

„Euer Vater?“

„Er war streng“, sagte ich, „sein Lachen hat sich selten gezeigt. Gerade darum.“

„Angenommen.“

Ich gewann – ausgerechnet diese Runde. Ich bekam das Lachen zurück, aber es klang... sortiert. Aufgeräumter als früher. Mir wurde kalt. Ich mag Erinnerungen voller Schmutz; der Schmutz beweist, dass sie echt sind.

„Schneller“, murmelte der Matrose, „oder ich schlafe ein.“

„Schlaf“, sagte Herr Nacht freundlich, „mein Geschäft läuft bei geschlossenen Augen am besten.“

Wir zogen weiter, schneller, höher. Ich markierte Karten mit einem Tropfen Whiskey auf dem Daumen – alte Kunst – und kontrollierte den Schnitt mit der Flaschenlippe, die spiegelte, was sie nicht sollte. Ich dachte, ich sei clever. Herr Nacht ließ mich clever sein, wie man einem Kind ein Messer gibt, weil die Lektion in den Fingern liegt.

„Jetzt“, sagte er, „setzen wir etwas, das kein Pfandleiher kennt.“ Er schnippte eine Karte in die Luft. Sie blieb dort, als risse der Rauch sie nicht aus. „Euer Schatten. Oder euer Atem. Ihr dürft wählen.“

„Mein Schatten?“ fragte ich.

„Ja. Er folgt euch zu treu. Ein bisschen Freiheit täte euch gut. Oder der Atem: eine Handvoll Züge, die ihr später gern gehabt hättet.“

„Und wenn ich beides nicht will?“

„Dann spielt jemand anderes. Ich biete Karten an, Baron. Aber ich zwingen niemanden.“ Er lächelte, und sein Lächeln hatte Kanten.

Ich trank. Ich dachte nach, was bei mir selten gut ausgeht. Der Whiskey legte mir Mut in die Finger und Vernunft auf Eis. „Den Atem“, sagte ich. „Ich biete zehn Atemzüge aus einer zukünftigen Nacht, wenn sie mir gehört.“

„Abgemacht.“ Der Schreiber schrieb, als würde sein Stift Futter bekommen.

Ich bekam zwei Asse. Ich wusste, dass das ein Geschenk war, und ich wusste, Geschenke haben Rechnungen. Ich erhöhte, Herr Nacht ging mit, der Matrose fluchte, der Fischer gab auf. Die Wirtin stand in der Tür, den Lappen in der Hand wie ein Banner der Vergeblichkeit. Ich roch Schwefel.

Wir drehten auf. Ich gab die Asse frei. Herr Nacht zeigte drei Siebener – ein Lächeln in Zahlen. „Knapp“, sagte er, „aber knapp ist mein Lieblingsmaß.“

Es ging so weiter. Ich bot eine Narbe, die ich mochte, eine Angst, die ich nicht vermissen würde, und ein Lied, das mir half, wenn die Nacht zu lang war. Das Lied ging verloren. Die Angst blieb – die hat gute Anwälte.

„Baron“, sagte der Herr Nacht sanft, „ihr könnt noch immer gehen.“

„Ich gehe nicht, wenn ich hinfalle. Ich falle, bis ich liege.“

„Dann lasst uns anständig fallen.“

Die letzte Runde kam, wie letzte Runden eben kommen: zu früh, mit falschem Timing, schön verkleidet. Der Einsatz war frei wählbar. Ich sah mich um und fand nichts, was nicht schon angeknabbert war. Ich hob die Flasche, roch daran. Sie roch nach Holz und Entschuldigung. Ich nahm einen Schluck und sagte: „Ich setze meine **Hand**.“

„Die ganze?“

„Die Rechte. Mit ihr habe ich gelogen, unterschrieben, gestreichelt, gestohlen und gezählt. Es wäre ein sauberes Opfer.“

„Und was wollt ihr dafür?“

„Eure Ohren für eine Minute. Nicht mehr. Nur, dass ihr zuhört.“

„Warum?“

„Weil mir noch niemand zugehört hat, der so tut, als sei er Gott für Arme.“

Er dachte nach – ich hörte es klicken, wie eine Mausefalle im Kopf.
„Einverstanden“, sagte er.

Die Karten landeten. Ich hatte ein Bild, das nicht stimmen konnte: vier gleiche Damen, die mir zuwinkten. Herr Nacht hatte nichts aufgedeckt und doch alles in der Hand. Ich wusste, ich war tot – aber ich bin höflich, wenn ich sterbe. Ich legte die Damen still in den Rauch, als wären sie Blumen auf einem Grab.

Herr Nacht drehte langsam. Eine Straße. Sauber, gerade, unvermeidlich. Er nickte bedauernd, und das Bedauern war so echt wie eine Theaterblutlache.

„Ihr verliert, Baron.“

„Natürlich“, sagte ich. „Ich verliere immer, wenn ich es mir nicht anders vornehme.“

„Die Hand“, sagte der Schreiber und leckte sich die Finger.

Ich sah auf meine Rechte hinab. Sie war da, schön hässlich, mit einer Narbe in Form eines schlechten Versprechens. Ich hob sie und legte sie auf den Tisch – nicht ab, nur auf. „Bevor du nimmst“, sagte ich zu Herr Nacht, „zahlst du mir meine Minute.“

Er lehnte sich zurück. „Ich höre.“

„Ich will nichts gewinnen“, sagte ich. „Gewinnen ist für Leute, die einen Ort haben, an dem sie bleiben wollen. Ich will gehen, und dazu braucht man Verluste. Die machen leicht. Ich habe heute Erinnerungen verloren, die mich weich machten, und ein Lied, das mich hielt. Das ist gut. Es gibt mir mehr Platz. Ich will meine Hand nicht abgeben, weil ich sie liebe. Ich will sie abgeben, weil ich sehen will, ob ich immer noch lügen kann, wenn ich weniger Mittel habe. Das ist die Wette: nicht gegen dich, sondern gegen mich. Außerdem: Wer schreibt die Geschichte, wenn ich gewinne? Niemand. Siege sind stumm. Niederlagen plappern.“

Die Minute war noch nicht um, aber er nickte schon. „Interessant. Falsch, aber interessant.“ Seine Finger zuckten, und die Luft wurde schmal. Ich spürte einen Zug an der Hand, als wolle der Tisch mich behalten. Ich schwitzte Whiskey.

„Lass mir die Zunge“, sagte ich schnell. „Nimm was du willst, aber lass mir die Zunge.“

„Das war nie in Gefahr.“ Er lächelte und ließ los. „Ich nehme nicht die Hand. Ich nehme das, was aus ihr kommt, wenn sie nach Glück greift.“

„Mein Glück?“

„Nein. Dein **Glücksgriff**. Die kleinen günstigen Zufälle. Der letzte Tropfen auf

der richtigen Seite der Waage. Ab heute rutscht dir das Messer seltener vom Laster zum Brot. Du lebst natürlich weiter, aber die guten Zufälle gehören mir. Dafür behältst du deine Hand – und deine Zunge. Deal?“

Ich sah ihn an. Er hatte nicht geblinzelt, seit ich den Raum betreten hatte. „Deal“, sagte ich. „Aber trink erstmal.“ Ich schob die Flasche hinüber.

Er trank. Seine Adamspomme zeichnete eine kleine Sünde, hoch und runter. „Schlecht“, sagte er. „Billig“, sagte ich, „aber ehrlich. Wie ich.“

Er stand auf, schlug das Deck zusammen, als wäre es ein Gebet, das er nicht mehr brauchte. Die Wirtin trat beiseite, als zische das Holz unter seinen Schuhen. Der Matrose wachte auf und wusste nicht, warum er müde war. Der Fischer zählte seine Finger. Der Schreiber pustete die Tinte trocken und schrieb: **Schuld beglichen / Glück entliehen.**

„Eine Sache noch“, sagte Herr Nacht an der Tür, ohne sich umzudrehen. „Weshalb habt ihr eigentlich den Whiskey vorher getrunken?“ „Damit ich mich an meine Dummheit erinnere, wenn sie gut schmeckt.“ „Und jetzt?“ „Jetzt schmeckt sie scheiße. Aber sie erzählt besser.“

Er lachte wieder, das Dampfpipeifen, und war weg. Ich saß da, die rechte Hand auf dem Tisch, als hätte sie gerade eine Beichte abgelegt. Ich ballte sie. Sie war noch da, kraftloser, oder ich bildete es mir ein. Ich hob die Flasche. Nichts mehr drin. Natürlich. Glücksgriffe sind weg.

Die Wirtin kam und stellte mir ein Glas hin. „Aufs Haus“, sagte sie, „für die Show.“

„Was ist drin?“ „Wasser.“

Ich trank. Es schmeckte nach Wahrheit, und die Wahrheit hat selten Trinkgeld.

„Baron“, sagte der Schreiber ehrfürchtig, „ihr habt mit dem Teu— mit dem Herrn gespielt.“

„Unsinn“, sagte ich. „Ich habe mit meinem Spiegelbild gespielt, nur dass es besser frisiert war.“

Ich stand auf, wackelte, blieb stehen. Die Nacht draußen hatte Zähne. Ich zog den Mantel zu, gab der Madonna einen Salut, und sie antwortete mit dem Schweigen, das nur billiges Holz kann. Vor der Tür roch es nach Salz, Rost und einem Morgen, der mich nicht mochte.

Ich steckte die rechte Hand in die Tasche und fühlte nichts als Futterkrumen und einen Korken. Den Korken hatte ich mal als Glücksbringer benutzt. Er fühlte sich jetzt an wie ein Stein. Ich war nicht traurig. Ich war... leer an der richtigen Stelle.

Wenn du mich also fragst, wie es war – ob der Teufel Karten angeboten hat und warum ich trotzdem verloren habe –, dann sage ich: Weil Verlieren der einzige Sport ist, in dem ich Weltmeister bin. Als Trost bleibt mir die Zunge, und mit ihr kann ich neue Regeln erfinden. Heute habe ich gelernt: Man kann seinen Einsatz klug wählen und trotzdem ausrutschen, wenn einer das Glück wegräumt. Aber weißt du was? **Geschichten brauchen Stolpern.** Glattes Parkett macht keinen Lärm.

Ich wankte zum Kai, wo die Schiffe schnarchten. Der Wind zog mir die Gedanken aus dem Kopf und legte sie ordentlich auf die Mole. Ich nahm mir eine zurück: Morgen gewinne ich wieder. Nicht am Tisch – am Tresen. Ich biete die Wahrheit an, und die Welt zahlt mit Lachen. Das ist das einzige Spiel, bei dem ich noch trage.

Und für heute? Ich suche mir ein Bett, das nicht fragt. Der Whiskey ist aus, das Glück verrechnet, der Teufel satt. Ich bin der Baron – ich verliere gut. Und solange mir die Zunge bleibt, verliere ich so, dass es sich lohnt, zuzuhören.

Feuer, Pulver und der Geruch von verbrannten Schnurrbärten

Es fing wie immer an: mit Langeweile und einer Flasche, die leerer war als mein Beutel. Ein Haufen Soldaten hockte im Lager, kratzte sich am Sack und starrte Löcher in die Luft, während der Offizier seinen Schnurrbart striegelte, als sei er ein heiliges Relikt. Ein Schnurrbart wie ein verdammter Sonnensegel – gewachst, gezwirbelt, arrogant. Ich schwöre, er sprach öfter mit seinem Schnurrbart als mit seinen Männern.

„Baron“, säuselte er, „Sie behaupten, Sie kennen das Pulver besser als jeder meiner Kanoniere?“

„Pulver“, sagte ich, „ist wie eine Frau: zu viel davon, und du fliegst in die Luft; zu wenig, und nichts bewegt sich. Das Geheimnis ist der Rausch in der Mitte.“ Die Soldaten lachten, der Offizier nicht. Er legte die Hände hinter den Rücken, stolz wie eine Sau, die glaubt, sie sei ein Pfau. „Dann zeigen Sie uns, wie man eine Kanone *richtig* lädt.“

Ich war betrunken genug, um ja zu sagen, und nüchtern genug, um es durchzuziehen. Also stopfte ich die Ladung hinein, nicht nach Vorschrift, sondern nach Gefühl – und mein Gefühl hatte noch nie eine Vorschrift gelesen. Ein Funke hier, ein Schubser da, und schon roch die Luft nach Schwefel und dummer Entscheidung.

„Zurücktreten!“, rief der Offizier. Aber keiner trat zurück. Soldaten lieben zwei Dinge: Katastrophen und die Chance, dass der Offizier sich blamiert.

Die Lunte zischte wie eine böse Zunge. Ich grinste, hob meinen Krug – leer, natürlich – und wartete. Dann: ein Schlag, ein Donner, ein Aufschrei. Die Kanone röhnte wie ein Esel mit Bronchitis und spie die Kugel nicht geradeaus, sondern schräg – mitten in die Zeltreihe, wo die Wäsche flatterte. Hemden flogen wie weiße Fahnen, Hosen flatterten wie Feigheit.

Aber das war nur der Anfang. Der Rückstoß fegte Funken durch die Reihe der Gaffer. Und Funken lieben Schnurrbärte, wie Flöhe Hunde lieben. Erst ein Zischen, dann ein Fauchen, und plötzlich standen drei stolze Oberlippen in Flammen.

Das Bild werde ich nie vergessen: Drei gestandene Männer, die wie Fakire tanzten, mit den Händen fuchtelten und „Hilfe!“ schrien, während ihre Gesichter rochen wie ein Grillfest ohne Fleisch. Der Offizier schrie am lautesten – sein Schnurrbart, sein ganzer verdammter Stolz, brannte wie ein braves Gebet im Ofen.

Die Soldaten lachten, bis sie weinten. Einer kippte sein Bier über die Schnauze des Offiziers, nicht aus Mitgefühl, sondern aus Durst – er wollte sehen, ob noch was drin war. Der Offizier stand da, rauchend, das Wachs tropfte wie Kerzenreste, und stotterte: „Das... das war Sabotage!“ „Nein, das war Kunst“, sagte ich. „Strategie. Wir nennen es *Feuerkrieg der Oberlippen*. Der Feind wird in Panik geraten, wenn er unsere brennenden Bärte sieht. Glauben Sie mir: Angst riecht nach verbranntem Haar.“

Die Soldaten klatschten. Sie klatschten so heftig, dass der Offizier gar nicht anders konnte, als sein Kinn zu heben, als sei alles geplant gewesen. „Jawohl!“, brüllte er. „Eine neue Taktik des Barons!“ Ich verbeugte mich und hoffte, niemand bemerkte, dass ich die Hosen fast voll hatte.

Später saßen wir am Feuer, und der Geruch von verbranntem Haar hing noch in der Luft wie ein schlechter Witz. Die Männer prosteten mir zu. „Baron, das war

der schönste Tag seit Monaten“, rief einer. „Ich wusste nicht, dass Krieg so komisch riechen kann.“

„Es ist einfach“, sagte ich. „Pulver, Feuer und genug Dummheit. Der Rest erledigt sich selbst.“

Der Offizier erschien irgendwann wieder, mit einem notdürftig gestutzten Bartstummel, bleich wie eine Jungfrau beim Beischlaf. Er sagte kein Wort, setzte sich hin, starrte ins Feuer. Ich schwöre, er weinte leise – nicht wegen des Schmerzes, sondern wegen des Verlusts.

Und ich? Ich hob meinen Krug, den mir einer gefüllt hatte, und trank. Es schmeckte nach Sieg, Niederlage und Rauch. Und ich dachte: Ein Schnurrbart ist wie Mut – er brennt schneller, als man glaubt. Aber der Geruch hält ewig.

Meine Reise durchs Ohr einer Kanone

Man sagt, man solle nicht in das Maul schauen, das einen füttert. Ich aber habe mich ins Ohr einer Kanone gelegt, und sie hat mich verschluckt wie eine billige Geliebte. Es war nicht geplant, versteht sich – meine Pläne sind wie Jungfrauen in Hafenkneipen: selten, kurzlebig und meistens teuer. Ich wollte eigentlich nur zeigen, dass ich mehr Mut als Verstand besitze, und das ist ein Versprechen, das ich regelmäßig halte.

Es begann bei einem Gelage, wie so vieles. Die Offiziere saßen am Tisch, vollgestopft mit Braten, Schnaps und Eitelkeit. Ihre Schnurrbärte – die, die nicht schon verbrannt waren – glänzten im Kerzenlicht wie ölige Raupen. Ich saß dabei, halb Gast, halb Hofnarr, und schüttete mir einen Krug nach dem anderen hinein. Irgendwann sagte einer: „Baron, Sie reden immer von Ihren Reisen, Ihren Abenteuern, Ihren Wundern. Haben Sie denn jemals eine *wahre* Grenze überschritten?“

Ich grinste, weil ich wusste, was nun kommen würde. Grenzen sind für mich bloß Vorhänge, die man ankokelt, bis sie verschwinden. Ich sah mich um, sah den Hof, sah die Kanonen, die schweigend an der Mauer standen wie alte Hunde, die nur noch Zähne zeigen, wenn man sie tritt. Da hatte ich meine Antwort.

„Eine Grenze?“, rief ich. „Ich reise durch eine, die noch kein Mensch betreten hat – ich reise durchs Ohr einer Kanone!“

Gelächter. Einer spuckte Bier. Ein anderer verschluckte sich am Knochen. Der Kommandant rief: „Unmöglich!“
„Unmöglich“, sagte ich, „ist nur ein Wort für Leute ohne Durst.“

Also schafften sie die Kanone heran, ein schwarzes Biest, dick wie drei Witwen nebeneinander. Ich ließ mich nicht beirren, zog den Mantel aus, legte mich in den Lauf wie in das Bett einer sehr kalten Geliebten. Das Eisen schmeckte nach Blut und Donner. Hinter mir stopften sie Pulver hinein, mehr als nötig – und das war genau die richtige Menge.

„Baron!“, rief einer. „Das überleben Sie nicht!“
„Seid still“, rief ich zurück, „der Baron reist!“

Dann zischte die Lunte, und mein Herz lachte wie ein Idiot. Ein Knall, ein Ruck, ein Stoß, der mir die Seele durch die Rippen trieb, und ich flog. Ich flog nicht wie ein Engel – Engel sind sauber. Ich flog wie eine Kanonenkugel: schmutzig, kreischend, gnadenlos. Die Welt wurde ein Strich, der Himmel ein Hohn, und ich raste hindurch wie eine Lüge, die keiner aufhalten kann.

Ich schwöre, ich sah Dinge da drin. Im Pulverrauch, in der Hitze: Gesichter von Frauen, die ich betrogen hatte, Würfel, die ich verloren hatte, ein Pfarrer, der betete, dass ich endlich die Fresse halte. Dann war da nur noch Licht.

Ich schoss über die Mauer, über die Köpfe der feindlichen Wachen hinweg, die den Mund aufsperrten, als fiel der Himmel selbst auf sie. Ich landete nicht wie ein Held, sondern wie ein Sack voller Knochen, mitten in einem Misthaufen, der meinen Sturz dämpfte und mir gleichzeitig das Gefühl gab, der Teufel persönlich hätte mir ins Gesicht geschissen.

Die Feinde schrien. Sie dachten, ich sei eine neue Geheimwaffe. „Ein Mensch als Kugel!“, rief einer. „Die Hölle schickt Soldaten!“ Ich stand auf, wankte, stank, zog mein Schwert und tat so, als sei das alles Teil des Plans.

Und wisst ihr was? Sie rannten. Sie rannten, als hätte ich selbst den Tod im Ärmel. Dabei hatte ich nichts außer Dreck in den Haaren und ein Lachen im Hals, das selbst mich erschreckte. Ich verfolgte sie nicht. Ich war zu beschäftigt, meinen Magen unten zu halten und die Fliegen aus dem Gesicht zu fächeln.

Später zogen meine Kameraden nach, fanden die Feinde verschwunden, und erklärten mich zum Genie. Der Kommandant mit dem halben Schnurrbart hob mich hoch, obwohl ich noch immer nach Mist roch, und brüllte: „Der Baron hat uns den Sieg gebracht!“

Ich verbeugte mich tief. „Nein“, sagte ich. „Das war keine Schlacht. Das war eine Reise. Eine Reise durchs Ohr einer Kanone, und glaubt mir, sie hört besser zu als ihr alle zusammen.“

Seitdem nennen sie mich den Mann, der mit dem Donner reiste. Aber in Wahrheit war ich nur ein Betrunkener, der in ein Loch kroch und vom Schicksal ausgespuckt wurde.

Und wenn du mich fragst, wie es war: Es war laut, heiß, brutal – und der Geruch von verbranntem Pulver hängt mir noch heute in der Nase. Aber ich würde es wieder tun. Denn jede Reise, die mit Whiskey anfängt und im Dreck endet, ist eine Reise, die erzählt werden muss.

Der Wolf, der mich austrug wie ein Känguru

Es gibt Nächte, da fragt man sich, ob Gott Humor hat oder nur einen sehr schlechten Geschmack. Ich lag im Wald, halb verkatert, halb tot, den Bauch leer, den Kopf voll, und dachte: *Jetzt wäre es praktisch, wenn mich ein Wunder nach Hause bringt.* Stattdessen kam ein Wolf.

Kein gewöhnlicher Wolf – nein. Das Vieh hatte Augen wie zwei erloschene Kerzen, und sein Fell war so grau, als hätte er sich in Asche gewälzt. Er stand vor mir, die Lefzen halb offen, und ich roch sein Maul: Fleisch, Blut, Verderben. Ich griff nach meinem Dolch, fand nur meine leere Flasche, und hob sie wie eine Waffe. „Komm“, lallte ich, „wir teilen den letzten Tropfen.“

Der Wolf starrte, schnaubte, und ich schwöre bei allen Heiligen, er grinste. Kein hungriges Grinsen, sondern eins, das sagte: *Ich weiß etwas, was du nicht weißt.* Dann machte er etwas, was kein Wolf je tun sollte: Er drehte sich um, streckte mir den Bauch entgegen – und da war eine verdammte Tasche. Eine richtige, lebendige Bauchtasche, wie bei einem Känguru.

Ich dachte, der Schnaps halluziniert für mich, aber der Wolf kam näher, packte mich mit seinen Krallen, und *schwupps*, da steckte ich drin. Ich, der Baron, in einem Wolf, in einer Tasche, mitten im Wald.

Es war warm, eng und roch nach nasser Erde und altem Blut. Ich hockte zusammengekauert wie ein Kind im Mutterleib, nur dass die Mutter draußen Wölfe heulte. Der Wolf sprang los – und ich flog mit. Jeder Satz katapultierte

mich gegen seine Rippen, jeder Sprung ließ mir die Zähne klappern. Es war wie die Hölle auf einem Pferd, das zu viele Beine hatte.

Wir rasten durch den Wald. Zweige peitschten, Blätter schlugen, und ich hörte die Jäger hinter uns fluchen. Offenbar hatten sie das Tier gehetzt – und jetzt jagten sie es, ohne zu wissen, dass ihr geliebter Baron in dessen Beutel saß wie eine übergroße Pflaume. Ich brüllte: „Schießt nicht! Ich bin diplomatisch geladen!“ Aber meine Stimme klang dumpf, als spräche ich aus einem Fass.

Der Wolf trug mich über Bäche, über Felsen, sprang, rannte, raste, bis ich dachte, meine Knochen spielen Würfel gegeneinander. Doch irgendwann – und ich weiß nicht, ob's Minuten oder Stunden waren – blieb er stehen. Er stellte sich auf die Hinterläufe, als wolle er die Sterne anfauchen, und ich sah durch den Spalt der Tasche den Himmel: schwarz, funkelnd, spöttisch.

Da begriff ich's: Das Vieh wollte mich nicht fressen. Es wollte mich *zeigen*. Als wäre ich seine Trophäe. Ein Mensch im Bauchbeutel, vorgeführt der Nacht. Und die Nacht lachte, das schwöre ich.

Schließlich ließ er mich raus. Einfach so. Er legte sich hin, gähnte, als sei die ganze Aktion bloß ein Spaziergang, und sah mich an: „Du gehörst nicht hier“, sagten seine Augen, „aber ich habe dich trotzdem getragen.“ Dann verschwand er, so lautlos, wie er gekommen war.

Ich stand da, stinkend, durchgeschüttelt, halbnackt, und wusste nicht, ob ich überlebt hatte oder bloß in eine schlechtere Dimension gefallen war. Aber als ich in der Ferne die Jäger hörte, die über „ein Wunder“ tuschelten, tat ich, was jeder kluge Baron tut: Ich log.

„Ja!“, rief ich. „Ich habe den Wolf gezähmt! Er trägt mich wie ein Kutschpferd, er hört auf mein Kommando!“ Sie glotzten, die Münder offen, die Köpfe voll Aberglauben. Und ich? Ich lächelte, als sei es die reinste Wahrheit.

Seitdem erzählen sie in den Dörfern, ich hätte den Wolf zum Reittier gemacht, einen verdamnten Naturtrick, ein Kunststück des Barons. Ich korrigiere sie nie. Sollen sie doch glauben, ich sei durch die Wälder geritten wie ein König in einem Pelz mit Beutel.

Die Wahrheit aber ist: Ich wurde geschluckt, geschüttelt und wieder ausgespien. Und trotzdem laufe ich noch herum und erzähle es. Das ist mein Triumph.

Und wenn du fragst, wie es wirklich war: Es war dunkel, es war ekelhaft, und der Geruch werde ich nie los. Aber ich sage dir eins – getragen zu werden, wenn man eigentlich schon am Boden liegt, das ist vielleicht das einzige Wunder, das selbst ein Lügner nicht wegtrinken kann.

Frauen, die mehr lügen als ich – und das will was heißen

Man sagt, ich sei der größte Lügner diesseits von Konstantinopel. Ich sage: Quatsch. Ich bin Amateur, Lehrling, Trottel mit Krone, wenn ich neben den Frauen stehe, die mir begegnet sind. Die lügen nicht aus Spaß, nicht zum Zeitvertreib wie ich. Nein. Die lügen aus Prinzip, aus Leidenschaft, mit einer Präzision, die dich glauben lässt, sie seien selbst die Wahrheit in Kleidern.

Ich erinnere mich an die erste. Eine Wirtstochter in Belgrad. Sie hatte Augen, die aussahen wie zwei ehrliche Brunnen – so klar, dass du sofort reinfallen willst. Sie schwor mir, sie sei noch nie einem Mann nahe gewesen. Am selben Abend entdeckte ich ihren „Bruder“ in ihrem Zimmer, nackt wie ein gehäutetes Huhn. „Er schläft nur so“, sagte sie, „er ist ein Hypochonder.“ Ich nickte, trank weiter und wusste: Diese Frau spielt in einer anderen Liga.

Die zweite war eine Gräfin, irgendwo im Norden. Sie hatte Lippen wie frisch lackierte Äpfel und versprach mir ewige Treue. Noch während sie mir das schwor, stand ihr Diener hinter ihr, der Gürtel offen, der Atem kurz. „Er hilft mir beim Ankleiden“, flötete sie. Ich dachte: *Fein, dann hilft er dir wohl auch beim Ausziehen.* Ich lächelte, küsste sie, und vergaß die Sache. Denn was sollte ich tun? Eifersucht ist Arbeit, und ich bin faul.

Die dritte war die schlimmste. Eine Zigeunerin auf einem Jahrmarkt. Sie las mir aus der Hand, dass ich reich, berühmt und ewig jung würde. Ich lachte, denn ich war zu dem Zeitpunkt schon arm, betrunken und alt genug, dass mir beim Husten die Rippen knackten. Doch während sie redete, stahl sie mir die Börse aus der Tasche. Ich bemerkte es erst später, als ich für Schnaps zahlen wollte. Und da wusste ich: Ihre Lüge war so groß, dass sie die Realität selbst verschluckte. Ich musste fast applaudieren.

Und immer wieder dieselbe Erkenntnis: Ich lüge, um Geschichten zu erzählen, um Menschen an den Rand des Glaubens zu bringen. Frauen aber lügen, um dich zu erobern, zu besitzen, zu zerstören oder schlicht aus Langeweile. Ihre Lügen sind kein Spiel. Es sind Waffen.

Einmal behauptete eine, sie sei schwanger von mir, und ich glaubte es. Ich schwitzte, ich rechnete, ich plante schon den Namen des Bastards. Dann lachte sie, zog ihren Bauch ein und zeigte mir, dass alles nur Wein und Brot war. „Du bist so leichtgläubig wie ein Küken“, kicherte sie, und ich fühlte mich wie ein Hahn ohne Federn.

Aber wisst ihr, was das Schönste ist? Ich liebe sie dafür. Jede einzelne. Ich liebe diese Betrügerinnen, diese Mörderinnen der Wahrheit. Denn sie geben mir, was kein Krieg, keine Kanone, kein Teufel mir geben kann: das Gefühl, dass ich noch lernen kann. Wenn ich lüge, bin ich Künstler. Wenn sie lügen, sind sie Gott.

Also ja: Frauen lügen mehr als ich – und das will was heißen. Aber ich hebe mein Glas auf sie. Denn ohne ihre Täuschungen wäre ich nur ein Mann mit Geschichten. Mit ihnen bin ich ein Mann mit Wunden, die sich erzählen lassen.

Und das ist der einzige Reichtum, der mir bleibt. Prost.

Ein Schiff, das auf Sand segelte

Manchmal frage ich mich, warum ich überhaupt noch erstaunt bin. Ich habe mich selbst aus Kanonen schießen lassen, Wölfe wie Postkutschen benutzt und Frauen geglaubt, die mir ins Gesicht lächelten, während sie mir gleichzeitig die Taschen ausräumten. Und trotzdem – als ich eines Nachts am Strand lag, halbtrunken, halb tot, da staunte ich wieder. Denn ich sah ein Schiff, das nicht auf Wasser fuhr, sondern auf Sand.

Es war keine Fata Morgana. Ich hatte schon genug getrunken, um jede Fata Morgana in eine Geliebte zu verwandeln, aber das hier war echt. Die Planken knarrten, die Segel blähten sich, und der Kiel zog eine Furche durch den Strand, als wäre die Erde plötzlich ein Ozean. Ich roch das Harz im Holz, hörte das Knarren der Taue und schwor, der Wind sang Shantys, die selbst die Muscheln erröten ließen.

Natürlich lachten die Fischer, als ich rief: „Das Schiff fährt! Seht doch!“ Sie sahen nur ein Wrack, das längst festlag, von Muscheln zerfressen, vom Salz gebleicht. „Baron, du siehst Gespenster,“ spotteten sie. „Trink weniger, dann siehst du klar.“

„Scheiß auf klar,“ sagte ich, „klar sehen nur die Toten.“

Ich ging näher, legte die Hand ans Holz. Es vibrierte, wie ein Herz, das nicht tot sein wollte. Und plötzlich: ein Ruck. Das Schiff hob sich, schüttelte den Sand ab wie ein alter Hund das Wasser, und begann zu gleiten. Vorwärts, über die Düne, hinauf auf den Strand, mitten durchs Dorf. Ein Schiff, das segelte, wo kein Tropfen Wasser war.

Die Bauern kreischten, rannten, rissen ihre Kinder aus dem Weg. Die Hühner flatterten, die Hunde bellten, die Glocke der Kirche läutete von selbst, als wollte sie das Wunder verkünden. Ich aber sprang an Bord, stolperte über Netze, Flaschen und ein halbes Skelett, das noch immer grinste, und schrie: „Segel setzen! Wir fahren in die Wüste!“

Und wir fuhren. Über Sand, über Felder, über Straßen. Die Pferde der Bauern starrten, als hätten sie plötzlich begriffen, wie überflüssig sie waren. Funken sprühten, wenn der Kiel über Steine schabte, und das Holz ächzte, doch das Schiff hielt Kurs. Es fuhr, weil ich es befahl. Oder weil es selbst fahren wollte – wer weiß das schon?

In der Ferne sah ich Soldaten, die sich verschanzt hatten. Sie wollten eine Steuer eintreiben, natürlich. Sie hatten ihre Kanonen, ihre Banner, ihre überheblichen Gesichter. Doch als sie mich kommen sahen, wie ich auf einem Schiff über den Sand pflügte, fielen sie auf die Knie. „Ein Zeichen!“, rief einer. „Die Meere haben sich erhoben!“ Ein anderer floh schreiend, als hätte ihn der Teufel selbst am Hintern gepackt.

Ich lachte, und mein Lachen flog mit den Möwen um die Wette. Denn in diesem Moment war ich kein Bettler, kein Trunkenbold, kein Lügner. Ich war Kapitän über ein Meer, das gar nicht existierte. Und das ist mehr, als die meisten je behaupten können.

Doch wie alle Wunder endete auch dieses im Dreck. Irgendwann, nach Stunden oder Sekunden – die Zeit war betrunken mit mir – steckte das Schiff fest. Mitten im Acker eines Bauern. Es schnaubte ein letztes Mal, die Segel sanken, und es stand still. Nur ich blieb an Deck, den Krug in der Hand, das Herz im Hals.

Die Leute kamen, tuschelten, lachten. „Es war nur ein Traum,“ sagten sie, „nur eine Einbildung des Barons.“

Ich sprang vom Deck, strich den Sand von der Jacke und sagte: „Natürlich war es ein Traum. Aber ich bin der Einzige, der ihn gefahren ist.“

Und wenn sie mich einen Lügner nennen – sollen sie. Ich weiß, was ich gesehen habe, was ich geritten bin, was unter meinen Füßen gebrummt hat wie ein lebendiges Tier. Ein Schiff, das auf Sand segelte.

Und wenn das kein Beweis ist, dass die Welt mehr Fantasie hat als jeder Mensch, dann weiß ich auch nicht.

Die Nächte in Petersburg, wo der Wodka immer lachte

Petersburg war kein Ort, es war ein Rausch mit Adressen. Die Stadt stand nicht auf Fundamenten, sondern auf Eis, Nebel und dem Atem der Säufer. Und ich schwöre, der Wodka dort hatte ein eigenes Lachen – ein kehliges, dreckiges, das dich mitten in der Brust packte und sagte: *Komm, Baron, noch einen, du hast noch nicht genug.*

Die Nächte begannen immer gleich: mit dem Versprechen, dass ich es ruhig angehen würde. Ein Glas, vielleicht zwei, um warm zu werden in dieser gottverlassenen Kälte, die selbst die Hunde zum Fluchen brachte. Aber Petersburg ist ein Teufel in Menschengestalt – kaum setzt du dich hin, schon rollt die erste Flasche auf den Tisch, dann die zweite, und ehe du dich versiehst, redest du mit den Kronleuchtern, als wären es alte Freunde.

Ich erinnere mich an eine Taverne namens „Der Erhängte Zar“. Der Wirt war ein Schwein im Fellmantel, seine Frau ein Engel mit Fäusten, und die Gäste eine Mischung aus Offizieren, Dieben und Dichtern, die alle denselben Blick hatten: diese Mischung aus Stolz und Verzweiflung, die nur in Russland gedeiht. Einer las Gedichte, während er kotzte, ein anderer schwor, er habe mit Rasputin Karten gespielt, und ein dritter versuchte, mir meinen Mantel zu verkaufen, während ich ihn noch trug.

Der Wodka lachte. Er lachte aus den Gläsern, er lachte aus den Kehlen, er lachte selbst dann, wenn er dir schon aus den Augen tropfte. Und du lachtest mit, ob du wolltest oder nicht. Denn in Petersburg gibt es keine Wahl: Entweder du trinkst, oder du erfrierst. Manche schafften beides gleichzeitig.

Ich trank mit Generälen, die mehr Orden am Bauch hatten als Verstand im Kopf. Ich trank mit Bettlern, die dir noch die Stiefel klauten, während sie dir zuprosteten. Ich trank mit Frauen, die schworen, sie seien Jungfrauen, während sie dir die Hose aufbanden. Und jedes Mal dachte ich: Hier, genau hier, ist die Wahrheit Russlands – im Glas, das überläuft, und in der Hand, die schon zittert.

Eine Nacht erinnere ich noch besonders. Der Schnee fiel dick wie Kissen, die Straßenlampen waren erloschen, und wir saßen in einem Keller, so eng, dass selbst die Ratten höflich um Platz baten. Der Wodka ging herum wie eine Predigt. Einer begann zu weinen, weil er an seine Mutter dachte, ein anderer lachte, weil er keine hatte. Ich selbst sang ein Lied, das keiner verstand, und alle sangen trotzdem mit. Und irgendwann stürzten wir hinaus, taumelten durch die Straßen, und ich schwöre, selbst die Statuen grinsten uns an.

In Petersburg schläfst du nicht – du kippst um. Und wenn du aufwachst, weißt du nie, ob du im Bett, im Schnee oder in einem Pferdewagen liegst. Einmal fand ich mich in der Oper, halb nackt, mit einem Pelzmantel, der mir nicht gehörte. Das Publikum klatschte, als hätte ich eine Arie gesungen. Ich verbeugte mich, und der Wodka lachte mit.

Am nächsten Morgen stinkt die Stadt nach Rauch, Erbrochenem und Gebeten, die keiner erhört hat. Aber keiner beschwert sich. Denn alle wissen: Die Nacht wird wiederkommen, und mit ihr das Lachen im Glas.

Und ich? Ich habe Petersburg nicht erobert, es hat mich verschlungen, ausgespuckt und wieder eingeladen. Jede Nacht. Und solange es Wodka gibt, der lacht, werde ich hingehen, werde trinken, werde lügen – und am Ende wird keiner merken, dass ich längst verloren habe.

Denn was bleibt sonst in dieser Stadt aus Eis und Schatten? Nur der Wodka. Und sein Lachen.

Ein König, ein Hof, und ein Haufen Idioten

Manchmal fragst du dich, ob die Welt nicht besser dran wäre ohne Krone, ohne Hof, ohne den ganzen Firlefanzen. Ich sag's dir: Ja, wäre sie. Aber gleichzeitig wäre sie langweiliger. Denn nirgendwo sammelst du mehr Geschichten, mehr Skandale, mehr Dreck in Goldverpackung als an einem Hof.

Ich kam hin, wie immer: ungeplant, halb besoffen, mit einem Pferd, das aussah, als wolle es eher im Schlachthaus enden als vor einem Palast. Die Wachen musterten mich, als wäre ich ein Stück Vieh, das man aufs Parkett führen will, nur damit's den Glanz zerkratzt. Ich grinste, spuckte in den Staub und sagte: „Der Baron von Münchhausen. Sagt dem König, er soll schon mal die Karaffen öffnen.“

Sie knurrten. Ich knurrte zurück. Am Ende standen wir alle knurrend da, bis einer nachgab – natürlich nicht ich.

Der Saal: groß, kalt, gold. Überall Samt, überall Spiegel, überall Gesichter, die sich selbst mehr liebten als die Welt. Der König saß auf seinem Thron, ein Kerl mit mehr Schmuck als Verstand. Er grinste mich an, dieses aufgesetzte Lächeln, das sagt: *Ich hab Macht, und du hast nur Geschichten.*

„Baron,“ sagte er, „man sagt, Ihr könnt mit Worten zaubern.“
Ich verbeugte mich – naja, ich tat so, als ob. „Man sagt auch, Ihr könnt regieren.“

Stille. Dann ein nervöses Kichern, irgendwo bei den Höflingen. Ich grinste. Punkt für mich.

Der Hofstaat – Gott, was für eine Parade von Idioten. Ein Haufen Pfauen in Seide, die mehr Zeit vorm Spiegel verbrachten als auf dem Feld. Jeder zweite nannte sich Graf, jeder dritte „von etwas“, und alle zusammen waren so leer wie ein Krug am Montagmorgen. Sie tuschelten, sie schielten, sie lachten über Witze, die keine waren.

Ich erzählte eine Geschichte. Von der Kanonenkugel. Vom Fisch, der mich verschluckte. Vom Mond. Alles Lügen, ja – aber Lügen mit Seele. Sie hingen an meinen Lippen, weil sie nichts hatten, an dem sie sonst hätten hängen können.

Der König nickte, trank, grinste, aber ich sah es: Neid. Der Kerl, der alles hatte, beneidete den Kerl, der nichts hatte – außer einer Zunge, die mehr Wert war als sein ganzes verdammtes Reich.

Und dann kam der Abend. Der Hof wollte tanzen, saufen, fressen. Ich saß da, trank den Wein, der besser war als alles, was ich mir leisten konnte, und beobachtete. Wie der Graf von Irgendwo der Frau des Ministers in die Hüfte zwickte. Wie der Hofnarr kotzte, während er lachte. Wie die Prinzessin mit Augen spielte, die mehr Langeweile als Lust kannten.

Ein König, ein Hof, und ein Haufen Idioten. So war es, so ist es, so bleibt es.

Ich stand auf, hob den Becher und brüllte: „Euer Reich ist groß, euer Hof ist prächtig, aber eure Köpfe sind leerer als die Karaffen nach Mitternacht!“

Sie starrten. Der König erstarrte. Dann lachte er. Laut, dröhnend, falsch. Alle lachten mit. Und ich lachte auch – aber über sie, nicht mit ihnen.

Am Ende der Nacht lag ich unterm Tisch. Der König lag neben mir. Wir prosteten uns zu, zwei Männer, die unterschiedlicher nicht sein konnten, und doch gleich im Suff.

Er flüsterte: „Baron, Ihr seid ein Schwein.“

Ich grinste: „Majestät, wenigstens ein ehrliches.“

Und dann schliefen wir ein, Seite an Seite, während der Hof noch immer tanzte, lachte und stank.

Vom Sterben, das nie so recht klappen will

Sterben – das ist so eine Sache. Jeder erzählt dir, wie’s läuft, keiner kommt zurück, um’s zu bestätigen. Ich hab’s ein paar Mal versucht, ob gewollt oder nicht, und jedes Mal stand ich wieder da, mit verdreckten Stiefeln, leerem Becher und der Erkenntnis: Selbst der Tod will mich nicht in seiner Kneipe sitzen haben.

Das erste Mal, da dachte ich, es sei vorbei. Ich lag im Dreck nach einem Duell, der Bauch aufgeschlitzt wie ein alter Sack, das Blut lief mir raus wie Wein aus einem schlechten Fass. Der Gegner grinste, die Zuschauer flüsterten, und ich dachte: *Jetzt ist Feierabend*. Aber der Tod kam nicht als Gentleman. Er kam gar nicht. Ich röchelte, ich wartete, und dann – ich schwöre bei jeder leeren Flasche – kippte mir einer eine halbe Karaffe über die Wunde. Es brannte wie die Hölle, aber ich stand wieder. Und der Tod? Der stand in der Ecke, beleidigt, als hätte ich ihm sein Spielzeug weggenommen.

Das zweite Mal war’s das Pferd. Ja, ein verdammtes Pferd. Es ging durch, rannte los, stolperte, und ich flog. Hoch, weit, tiefer als mein Stolz es je erlauben würde. Ich knallte auf einen Baum, brach mir die Rippen, verlor das Bewusstsein. Ich sah das Licht. Wirklich, ich sah es! Aber es war nur der Mond, der mir ins Gesicht schien, als ich zwischen den Wurzeln aufwachte, halb tot, halb Baum. Ich spürte, wie das Leben mich loslassen wollte – aber es tat’s nicht. Ich hustete, spuckte Blut und lachte. *Nicht heute, Tod. Nicht heute.*

Das dritte Mal – und glaubt mir, die Liste ist lang – war der Fluss. Ich hatte zu viel gesoffen, zu viel gelogen, zu viel gelacht. Ich fiel rein, die Strömung riss mich, ich schluckte mehr Wasser als Wein. Ich sank. Alles wurde schwarz. Und dann hörte ich eine Stimme, keine göttliche, sondern meine eigene, die sagte: „Baron, wenn du jetzt stirbst, kriegst du nie wieder einen Krug.“ Das reichte.

Ich trat, ich rang, ich kroch ans Ufer wie ein nasser Hund, und der Tod stand am anderen Ufer, grinste, schüttelte den Kopf und ging.

Das Problem ist: Irgendwann willst du fast, dass es klappt. Weil's einfacher wäre. Keine Lügen mehr, keine Rechnungen, keine Scherben am Boden. Nur Ruhe. Aber jedes Mal, wenn ich nah dran war, fand ich doch noch einen Grund, zurückzukommen: ein Krug, ein Pferd, eine Frau, ein Gelächter.

Und so sitze ich heute hier, halb tot, halb lebendig, und sage: „Sterben ist wie ein schlechter Wirt. Du bestellst, du wartest, und wenn er endlich kommt, ist die Rechnung zu hoch.“

Einer am Tresen fragte mich mal: „Baron, habt Ihr keine Angst vor dem Tod?“ Ich lachte, so laut, dass die Karaffen klirrten. „Angst? Ich hab mehr Angst vor einem leeren Glas. Der Tod hat mich schon so oft sitzen lassen – ich glaub, er kann mich nicht leiden. Vielleicht säuft er woanders. Vielleicht hat er eine Stammkneipe, in die ich nie darf.“

Und vielleicht ist das mein Fluch. Oder mein Glück. Solange der Tod keinen Platz für mich hat, hab ich Platz an jedem verdammten Tresen der Welt.

Der letzte Rausch des Barons

Es gibt Nächte, die haben kein Morgen. Nächte, die so tief sind, dass selbst der Hahn sich weigert, den Hals aufzureißen. Das war so eine. Ich wusste es, als ich das erste Glas hob. Der Wein schmeckte nach Ende, nach Graberde und nach einem Witz, den keiner mehr erzählen wollte.

Die Schenke war fast leer. Ein paar abgeranzte Seelen, die aussahen, als hätte das Leben sie schon dreimal abserviert und trotzdem wieder reingelassen. Der Wirt putzte Gläser, die nie sauber wurden, und sah mich an, als wüsste er: Der Baron bleibt heute länger, vielleicht für immer.

Ich trank. Nicht langsam, nicht genüsslich. Nein, ich soff, als wollte ich den Fluss der Zeit selbst austrinken. Ein Krug nach dem anderen, Karaffen, die sich stapelten wie Grabsteine auf der Theke. Ich lachte, ich fluchte, ich redete mit mir selbst.

„Weißt du, Baron,“ sagte ich mir, „das Leben war nie ein Heldengedicht. Es war eine Schenke. Mal voller Lärm, mal leer, aber immer klebrig.“
Ich nickte mir zu und bestellte nach.

Die Erinnerungen kamen. Sie kamen wie Ratten aus der Dunkelheit: das Pferd, das im Sumpf steckte; der Mond, auf dem ich tanzte; der Fisch, der mich verschluckte; der König, den ich verarschte; die Toten, die mit mir tranken. Alle saßen sie um mich herum, Gespenster meiner eigenen Lügen. Sie prosteten mir zu, sie lachten, sie schrien. Ich hörte mein Leben, und es klang wie ein Sauflied, das nie eine Melodie fand.

„War’s das wert?“ fragte die Frau aus Warschau, die längst nur noch Staub war. Ich lachte, hustete, spuckte auf den Boden. „Alles ist’s wert, solange einer zuhört.“

Irgendwann zitterte meine Hand. Nicht vom Wein, nicht vom Alter – vom Ende. Ich hob den Becher, aber er fiel mir aus den Fingern. Er zerschellte, der Wein lief über den Boden, und ich schwor, es sah aus wie Blut. Ich starrte drauf und dachte: *Vielleicht war’s das wirklich.*

Der Wirt kam, wollte aufräumen. Ich brüllte ihn an: „Lass liegen! Das ist mein Vermächtnis!“ Er nickte, zuckte mit den Schultern, stellte mir stillschweigend den nächsten Krug hin.

Die Nacht wurde länger, als eine Nacht sein darf. Ich hörte, wie der Tod draußen an die Tür klopfte. Leise. Geduldig. Er wusste, dass ich diesmal nicht davonlief. Ich prostete der Dunkelheit zu und sagte: „Wart noch. Ein Krug geht noch.“

Und ich trank. Langsam, schluckweise, bis die Karaffe leer war. Dann sah ich hoch. Die Schenke war leer. Nur ich und der Wirt. Und vielleicht der Tod, der schon längst neben mir saß.

Ich legte den Kopf auf den Tresen. Holz, warm vom Wein, kalt vom Ende. Meine Augen wurden schwer. Meine Zunge klebte am Gaumen. Ich murmelte noch: „Schreib auf meinen Stein: Hier liegt einer, der mehr gelogen hat als alle Könige zusammen – und besser gesoffen.“

Dann wurde alles schwarz. Keine Trompeten, keine Engel, kein Feuerwerk. Nur Stille. Und die Ahnung, dass meine Geschichten irgendwo weitergesoffen werden, auch wenn ich nicht mehr da bin.

So starb der Baron. Nicht auf dem Schlachtfeld, nicht auf dem Mond, nicht im Bauch eines Fisches. Sondern am Tresen. Genau da, wo er hingehörte.

Prost.

Epilog: Der Erzähler löscht das Licht und lacht

Und da sitz ich nun. Kein Baron mehr, kein Held, kein Lügner – nur einer, der die Worte auf den Tresen rotzt, so wie andere ihre Zähne ausspucken. Münchhausen ist Geschichte. Aber was ist schon eine Geschichte? Nichts als eine Flasche, die so lange rumgereicht wird, bis sie leer ist – und wenn du Glück hast, macht's dabei ordentlich Krach.

Ich hab ihn gesehen, den Baron. Nicht in Fleisch, nicht in Blut. In den Lügen, die sich besser anfühlten als jede Wahrheit. In den Augen von Leuten, die zuhören wollten, weil ihr eigenes Leben zu klein war. Ich hab ihn gesehen, taumelnd, lachend, fluchend, lügend – und am Ende mit dem Kopf auf dem Tresen. Da, wo jeder, der was taugt, früher oder später endet.

Und ich? Ich hab erzählt. Hab aus Wein Worte gemacht, aus Scherben Abenteuer, aus Dreck Legenden. Hab den Tod beschissen, die Wahrheit betrogen und dem Himmel den Mittelfinger gezeigt.

Jetzt steh ich auf. Die Karaffe ist leer, die Pfeife ausgegangen, die Nacht müde wie ein alter Hund. Ich geh zur Tür, dreh mich noch einmal um. Die Schenke ist leer, die Stühle stehen schief, der Tresen glänzt vom letzten Tropfen.

Ich puste die Lampe aus. Dunkel. Ein letzter Zug. Ein letztes Lachen. Kein Applaus. Kein Trost. Nur das Echo von Geschichten, die keiner mehr loswird.

Und dann geh ich.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025